



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Georg Bangs Liebe.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

**H**err Franz Schneeberger hatte eine kleine Erbschaft gemacht — nicht ein Vermögen, aber doch immerhin eine Summe, die ihm wie ein Vermögen erschien. Ein Onkel von ihm, ein alter Herr, der als Pfarrer im Mährischen gelebt hatte und an den er kaum jemals gedacht hatte, war gestorben.

Als er der Frau Marie Bang von diesem Todesfall, der ihn nicht weiter tief berührte, sprach, da meinte sie:

„Vielleicht erben Sie etwas von dem Hochwürdigen Herrn.“

Aber er hatte nur hastig den Kopf geschüttelt.

„Erben? Nein, nein, Frau Bang, so gut meint's das Leben mit unsereinem net. Und dann, ich glaub' net, daß mei' seliger Onkel überhaupt was hinterlassen hat außer seine paar Möbel und Bücher. Wenn er sich aber vielleicht was derpart hätt', dann hat er das jetzt sicher irgend einer frommen Stiftung hinterlassen. Vielleicht, daß er sich ein paar Messen für sei' Seel' im Fegefeuer ang'ordent hat — obwohl er ja net g'rad' von die Frömmsten einer war. Is' auch schon bald wieder zwanz'g Jahr' her, daß ich ihn damals g'eh'n hab'; wie ich als Gehilf' in Prag war, bin ich amal zu Oitern auf zwei Tag bei ihm g'wesen. War a lieber und a guter Herr sonst, der Hochwürdigen. Zwanz'g Jahr' —“

Herr Franz Schneeberger schüttelte sinnend den Kopf, und damit war damals für ihn und Frau Marie Bang das Gespräch über den seligen Hochwürdigen Herrn beendet. Dann wurde zwischen ihnen sein Name kaum noch ein- oder zweimal genannt, bis etwa acht Tage darauf ein Brief von dem k. k. privilegierten Notar Doktor Wenzel Jadrizek in Brünn an Herrn Schneeberger kam, in dem diesem in geschraubtem Juristendeutsch angekündigt wurde, daß sein verstorbener Verwandter ihm den Betrag von zehntausend Gulden sowie einen Teil der Einrichtung der Pfarrwohnung testamentarisch vermacht hatte.

Mit rotem Kopf und steigender Erregung las Herr Schneeberger dieses Schreiben, als er mittags auf einen Sprung nach Hause kam, und er hatte es noch nicht zu Ende gelesen, als er auch schon damit in das Zimmer der Frau Bang hinüberstürzte. Dort aber, wie er Georg und dessen Mutter am Tisch vor den Tellern mit der Suppe sah, da lachte er nur ein wenig und trat zum Fenster und versuchte wieder, sich in dem Brief des Doktor Wenzel Jadrizek zurechtzufinden.

Mit beiden Händen hielt er das Papier vor sich, und dennoch zitterte der Bogen vor seinen Augen. Und ein erregtes,

bebendes Lachen wollte ihm in die Kehle steigen — er konnte wieder nicht zu Ende lesen. Er sah nur auf, zu der Frau Bang hinüber, und mit einer Stimme, in der ein tief glückliches Lachen, wie ein Streicheln und wie Nahrung und Zärtlichkeit, bebte, sagte er:

„Jadrizek — der Böhm, der blöde! Wam ma's nur verstehn könnt', das Krawatendeutsch! Frau Bang wissen S', was der Kerl will? A Geld hat er mir vermacht, der selige Hochwürdigen — zehntausend Gulden — und schreiben tut er's so auf'blaht, der Tepp — dieser Jadrizek, mein i' — daß i' erst net g'wußt hab, soll i' zehntausend Gulden Straf' zahl'n, weil der alte Herr g'storben is', oder krieg i' das Geld —“

Und nun lasen sie den Brief zusammen, und lasen ihn immer wieder. Die Suppe auf dem Tisch wurde kalt darüber, und Herr Schneeberger, der nach dem Mittagessen nur auf einen Sprung nach Hause gekommen war, dachte in der Erregung über dieses Glück, das ihm da zugefallen war, gar nicht daran, daß es doch eigentlich höchste Zeit für ihn war, wieder ins Geschäft zu gehen. Wie ausgewechselt war er, lebhafter, zuversichtlicher machte ihn diese frohe Botschaft.

„Jetzt so was, Frau Bang! Zehntausend Gulden! Wam ma' denkt: seit zwanz'g Jahr' spar i' jeden Gulden, den i' net notwendig brauch, und kaum a bissel über tausend Gulden hab i' zammenkriegt — und jetzt zehntausend Gulden auf einmal! Ob i' hinfahr'n muß zu dem Jadrizek, was meinen S', Frau Bang? Und sicher wird's doch derweil sein, dort, das Geld?!“

Und Frau Marie Bang mußte auf hundert Fragen Antwort geben; Herr Franz Schneeberger, der sonst alles so unbedingt genau und sicher wußte, der brummige und überlegene Herr Franz Schneeberger war in der einen Welle des Glücks, die über ihn gegangen war, ein anderer geworden. Die starre Weisheit all seiner Scharfsen war wie weggeschwenmt, und ungezählte Fächer seines Herzens, die sonst immer verschlossen waren, sprangen auf. Sie aber freute sich mit ihm, und ihre Augen waren feucht vor Freude.

Mein Gott, was so ein Glück den Menschen gleich ganz anders macht! dachte sie. Förmlich jünger kam ihr der Herr Schneeberger jetzt auf einmal vor — die Augen hatten einen frischen Glanz, die Wangen Farbe, und auch das Haar schien ihr jetzt nicht so grau wie sonst. Ein beinah' mütterliches Fühlen kam über sie.

„Aber verdient haben Sie's, das Glück! Das muß ma' sagen. Wo's doch so oft den Unrechten trifft — bei Ihnen hat's den Rechten 'troffen!' — Und sie nickte ihm mit Mühsung und Zuversicht zu und warf dann rasch und erschrocken einen Blick auf die Uhr, denn draußen von der Küche schlug es eben ein viertel Drei, und seit zwei Uhr sollte Herr Schneeberger eigentlich schon hinter seinem Pult stehen.

Diesmal aber beunruhigte den sonst so Pünktlichen diese Verspätung nicht. Beinahe übermütig meinte er im Gehen:

„Wer, weiß, wie lang' ich jetzt noch Gehilf' bin!“ Mit leisem behutamen Klopfen schlug er an seine Brust, dort wo er in der inneren Rocktasche den Brief des Doktors Wenzel Jadzizek aus Brünn geborgen hatte. „Wer das hat, liebe Frau Bang, der braucht nicht mehr gar so ängstlich sein! Mit dem da laßt sich allerhand versuchen!“ —

Daß er an diesem schönen Sommernachmittag an seinem Pult in der Antiquariatsbuchhandlung von J. Tiburtius besonders viel gearbeitet hätte, hat Herr Schneeberger auch in späteren Jahren nie behauptet. Einen Brief an den Notar in Brünn hatte er geschrieben und einen mehrtägigen Urlaub erbeten — dann hatte er den „Conducteur“ studiert und sich den besten Frühzug nach Brünn notiert — das war so ziemlich seine ganze Tätigkeit im Dienste der Firma gewesen.

Und am Abend, als er wieder mit Georg und seiner Mutter in dem Zimmer der Frau Bang zusammen saß, entwarf er Pläne für die Zukunft.

Er hatte zu der Feier des Ereignisses eine Flasche Rotwein mitgebracht, und vor einem jeden stand das gefüllte Glas. Manchmal griff Herr Schneeberger nach dem seinen und hob es hoch, daß der Wein im durchfallenden Lichte der Lampe leuchtete.

„Soll'n leben, Frau Bang!“

Und er trank mit kleinen Zügen wie ein ausgemachter Kenner. Er brauchte dann seinen Schnurrbart nicht auszusaugen, das war nicht wie beim Bier. Nur ganz leise, beinahe zärtlich strich er mit der Zungenspitze darüber hin. Dann baute er wieder an seinen Luftschlössern und Zukunftsträumen.

„Wissen S', Frau Bang, a eigenes G'schäftel haben, das wär' schon was ander's. Und für das Geld — — die Hauptsach' wär' eben, daß ma' die Konzession kriegert. Das beste wär', ma' kaufert a klein's G'schäft, aus dem sich noch 'was machen laßt . . . Sorgen — natürlich müht' ma' im Anfang fest dahinter sein . . . aber ma' hätt' doch 'was davon, es wär' doch auch 'was ander's als so!“

Frau Bang nickte. „Freilich, freilich . . .“ Und als sie sah, daß Herr Schneeberger mit einem fast verträumten Lächeln an seinen Plänen weiterspann, schwieg sie, um ihn nicht zu stören.

„Und der Georg — wenn der Bub erst den Buchhandel g'lernt hat — und lernen müht' er 'n in Leipzig, wo ich auch meine Lehrzeit g'habt hab' — das wär' doch auch was ander's, wenn er sich dann gleich so ins warme Nest setzen könnt' . . . ?! Na, was meinen S', Frau Bang? . . . Na, prost! derweil!“

Er hob wieder sein Glas und trank und phantasierte weiter. Ein ganz verschmitztes, wohliges Lächeln hatte er manchmal dabei, und hier und da warf er eine nur halb verständliche Andeutung hin, aufmunternd und zurückhaltend zugleich, als wüßte er Dinge, von denen er noch nicht so reden wollte, als hielte er noch hinterm Berge mit manchem Gedanken und manchem Plane — vielleicht mit dem besten von allem.

Frau Bang tat ihm Bescheid mit ihrem Glase, wenn er ihr zutrank, und gab ihm Antwort auf seine Fragen. Eine stille, versonnene Freude war auch in ihr, sie fühlte dieses Glück mit ihrem Zimmerherrn und wußte, daß bei allen diesen Zukunftsplänen auch sie und Georg nicht vergessen waren.

Aber bei all dem hatte sie doch zugleich ein seltsam unsicheres Gefühl, und das wuchs, je mehr der Inhalt in der Rotweinflasche sich zu Ende neigte und je öfter Herr Franz Schneeberger als Abschluß seiner Pläne spinnenden Gedankenketten, das Glas erhob und, eh' er trank, nickend zu ihr und Georg herüberblickte. Eine Unruhe kam über sie, daß sie ein paar-mal von der Näharbeit sich zurückbeugte, tief atmen mußte und dann, ehe sie fortfuhr, an dem zerklüfteten Futter von Herrn Schneebergers schwarzem Bratenrock ihre Kunst zu üben, lange auf ihren großen Buben sah, der still verträumt auf seinem Stuhl saß.

Nicht nur, was Herr Schneeberger von Georg gesagt hatte, daß er dann fort nach Leipzig in die Lehre sollte, ging ihr im Kopf herum und brachte ihr schon heute ein Vorgefühl der Bitterkeit von Trennungsleid und Sehnsucht, auch noch ein Anderes, worüber sie nicht denken wollte, und das sie doch näher kommen fühlte, lag wie ein leiser Druck auf ihr.

Das Fenster der Stube war weit geöffnet, nur der dünne Vorhang war vorgezogen, damit man aus der Küche des Vorderhauses nicht so hineinschauen könnte in die Stube. Von draußen strich ein leiser Wind zeitweilig gegen diesen Vorhang. Dann blähte er sich weich nach innen und rieb sich leise raschelnd an den Scheiben. Aber Frau Marie Bang war es so seltsam heiß bei alledem. Zweimal stand sie auf und legte den Rock des Herrn Schneeberger, der doch auf jeden Fall noch heute fertig werden mußte, damit ihn sein Besitzer am Tage darauf auf die Fahrt nach Brünn mitnehmen konnte, auf den Tisch und ging für Augenblicke in die Küche. Und beide Male strich sie im Vorbeigehen dem Georg mit der Hand über die Schultern und über den Rücken hin, seltsam innig, als versteckte sich eine tiefe, beruhigende Zärtlichkeit in diesem Streicheln. —

Am nächsten Tage fuhr Herr Franz Schneeberger nach Brünn zum Doktor Wenzel Jadzizek, und nach zwei weiteren Tagen kam er wieder zurück nach Wien. Er brachte das geerbte Geld gleich mit und hatte auch die Nachsendung des Hausrats angeordnet.

Und nun begann er seine Zukunftsträume in die Wirklichkeit umzusetzen.

Daß er seine Stellung aufgeben und sich selbständig machen wollte, stand fest in ihm. Lange und ausführlich hatte er diesen Plan an einem Abend mit Frau Bang erörtert, und aus den vielen Gründen, die er da in seiner kurzen abgerissenen Art hinwarf, hatte sie immer wieder eines herausgehört, dem er nicht Worte gab: er wollte in seinen alten Tagen noch einen Wirkungskreis besitzen, der sein war; Herr Franz Schneeberger, der als Gehilfe in fremdem Dienst und als Zimmerherr grau geworden war, sehnte sich nun, da das Geschick ihm dieses kleine Kapital gegeben hatte, nach einem eigenen Plätzchen an der Sonne, man sollte ihn nicht länger übersehen, mit einem Abschleuzenden übergehen dürfen. Auch darüber, daß er aus seiner Vaterstadt, aus Wien, nicht fortgehen wollte, war er sich klar.

„Und wenn ich auswärts auch a G'schäftel finden tät', das mir passen könnt' — schau S', Frau Bang, wegzieh'n von Wien, das könnt' i' net. Da bin i' halt doch schon a viel zu alter Baum dazu, als daß i' so a Umpflanzen noch vertragen könnt'. Und dann, Frau Bang, wir bleiben beisammen, wir drei, Sie und der Georg und ich — wir bleiben beisammen, — gelns? — und überhaupt —“

Er schwieg und schüttelte dann rasch den Kopf, als ob er für jetzt schon zuviel gesprochen hätte.

Und als es dann ganz still im Zimmer war, lachte er plötzlich kurz ein wenig auf, schnob sich mit drohnendem Possamentenstoß die Nase und schlug dann, als er sein großes rotes Taschentuch umständlich wieder versorgt hatte, dem Georg derb und aufmunternd auf die Schulter.

„Ja Bürscherl! Nur Zeit lassen! Wird schon noch alles werden!“

Es war das erstemal, daß er für den Buben ein solches Schmeichelwort gebrauchte, und der ward ganz verlegen unter dieser rauhen Zärtlichkeit. Er wurde rot bis in die Haare, und seine Augen blickten beinahe ängstlich zu der Mutter hin.

Die aber sah nicht auf von ihrer kleinen Naharbeit.

Erst als Georg später, nachdem Herr Franz Schneeberger sich in sein Zimmer begeben hatte, die Mutter plötzlich fragte, ob sie wohl manchmal noch an den Herrn Heinrich Gerold dachte, da rief sie ihn zu sich. Und wie er nun vor ihrem Stuhle stand, schlang sie die beiden Arme um ihn und sah so zu ihm auf in seine Augen.

„Dummer Bub!“ sagte sie nur.

Er aber drückte seinen Kopf an ihren Hals. Tief barg er ihn zwischen ihrer Wange und ihrer Schulter, und eine heiße Scham erfüllte ihn.

Ein paar Wochen später hatte Herr Schneeberger sein „Geschäftler“ richtig gefunden.

Es war keine große und erste Buchhandlung, um deren Erwerb er da in Unterhandlung trat und die er nach langem Hin- und Widerreden, nach vielen Tagen des Überlegens und nach einer ganz kritischen Periode, in der sich der ganze Plan beinahe wieder zer schlagen hätte, endlich erwarb. Nein, es war ein kleines, aber solides Geschäft, ziemlich weit draussen in Mariahils, eine Buchhandlung, die der Besitzer, der sie nun aufgab, um sich an einem Fabrikunternehmen zu beteiligen, vor einem Duzend Jahren gegründet hatte, und die ihren Mann, wenn er tüchtig arbeiten wollte, bescheiden ernährte. Die Firma J. Tiburtius legte Herrn Franz Schneeberger seine Schwierigkeiten in den Weg, als er dort, nun da er seiner Sache sicher war, um seine Entlassung bat.

„Ich hab' mir ja so gedacht, daß irgend 'was derartiges am Schluß dabei herauskommt, mein lieber Herr Schneeberger!“ sagte ihm der alte Herr Tiburtius. „Die Sache mit dem Urlaub, mit Ihren geheimnisvollen Ausgängen in dieser letzten Zeit — das alles war mir nicht ganz geheuer. . . Nun, mich freut's vom Herzen, daß Ihnen die Sache bisher geglückt ist, und ich wünsche Ihnen allen Erfolg und Segen für Ihr Geschäft! Die kleine Handlung ist gut und solid, Sie werden sie bei Ihrem Fleiß sicher bald noch weiter ausbauen. Mir waren Sie in all der Zeit ein lieber Mitarbeiter, mir tut es leid, daß wir uns trennen müssen, aber ich würde an Ihrer Stelle ebenso gehandelt haben. Ich war ja wohl niemals ein unangenehmer Chef, aber die Unabhängigkeit ist halt doch was anderes!“

Und als dann Herr Schneeberger mit seiner anderen Bitte kam, ihm die Kündigungsfrist, die beinahe ein Vierteljahr betrug, zu erlassen, da zog Herr Tiburtius senior die Augenbrauen hoch, daß seine Stirn sich wie eine Ziehharmonika in Falten legte, sah seinen lieben Mitarbeiter mit einem sinnenden Blick an, als ob er sagen wollte: Du bist mir ein Kerl! Möcht'it mich jetzt sitzen lassen! und griff dann plötzlich zwei alte Bände aus dem Regal neben sich. Herr Franz Schneeberger dachte noch: es sind das „Hippocrates' medicorum omnium longe principis opera“ und Eckhardtshausens „Neben zum Wohl der Menschheit“ — aber da schlug Herr Tiburtius senior die beiden Bände, den alten schweinsledernen Mediziner von 1595 und den Münchener Pappband von 1788, schon gegeneinander, daß die Staubwolken stoben.

Als die Luft wieder klar geworden war, stellte er die Bände befriedigt an ihren Platz zurück, streichelte mit der Hand über die Rücken der Bücher hin und wendete sich mit geglätteter Stirn und freundlichen Augen an Herrn Schneeberger.

„Wie lang' haben wir zusammen gearbeitet? Ein Duzend Jahre — sicher. Und viel Urlaub haben Sie in dieser Zeit ja nicht gehabt. Also wissen S' was, Herr Schneeberger, ich geb' Ihnen nachträglich die rückständigen Urlaube. Sie können geh'n — heute noch — ich zahle Ihnen das Vierteljahr — Sie betrachten sich als auf Urlaub.“

Dagegen hatte der Herr Franz Schneeberger nichts einzuwenden, und als er das Gespräch mit dem „Alten“ am Abend der Frau Bang erzählte, da konnte er nicht umhin, wie einen Nekrolog zu seinem Verhältnis zu Herrn Tiburtius senior, noch einmal das eine gründlich festzustellen.

„Nein — Lumpen laßt er si' net, der Alte — und das muß ma' überhaupt sagen: für an' Chef is' er immer ein ganz anständiger Mensch g'wesen.“

Auch der Abschied vom jungen Herrn Felix und den beiden Hausknechten war zur Zufriedenheit ausgefallen. Der junge Herr war sogar viel „anständiger“ gewesen, als der Herr Schneeberger vermutet hatte, denn am Nachmittag dieses letzten Tages, den er in der Firma J. Tiburtius verbrachte, war Herr Felix noch einmal zu dem Pult des Herrn Schneeberger gekommen und hatte „dem neuen Herrn Kollegen“ zur Erinnerung an die gemeinsame Tätigkeit ein Etui mit einem Paar goldener Manschettenknöpfe übergeben. Und wie Herr Schneeberger nun beim Abendessen an diesen Augenblick zurückdachte, da fand er, daß „der junge Schnüffel“ doch eigentlich schon ganz gereift und männlich aussah, und es wollte ihn fast bedünken, als ob er gar nicht mehr so gigerlmähig angezogen ginge wie früher.

Laut aber sagte er nur: „Der junge Herr, mein Gott — gar so jung is' er auch nimmer — und wann er so weitermacht, dann kann er no' a' ganz or'ntlicher Buchhändler werden — ja.“

Am nächsten Morgen schon übernahm der neue Chef dann sein Geschäft in Mariahils, und zwei Tage später am Nachmittag gingen Frau Bang und Georg auf Herrn Schneebergers besondere Einladung zusammen hinaus, um das neue Besitztum und den neuen Wirkungsbereich des alten Freundes zu sehen. Und Herr Schneeberger führte seine Gäste durch sein Reich, er stellte ihnen den jungen Gehilfen vor, den er beschäftigte, zeigte ihnen den Ladenraum vorn und das Zimmer dahinter, das er für ein kleines Antiquariat einrichten wollte, ließ sie dann, als Leute eintraten, auf zwei mit verschossenem grünen Plüsch bezogene Hocker niedersitzen und verkaufte vor den Augen seiner Gäste ein „Davidis Kochbuch“ an eine Kundin, während sein Gehilfe auf die Leiter kletterte und „Schillers Räuber in der Neclamschen Ausgabe“ für zwölf Kreuzer aus dem obersten Fach des Regals herunterholte. Mit stauenden Blicken sah Georg auf den Käufer, einen jungen Menschen mit fliegender Krawatte, langem Lockenhaar und bleichem Gesicht.

Als die beiden Kunden gegangen waren, kam Herr Schneeberger mit vergnügtem Brummeln wieder hinter dem Ladentisch hervor.

„Ja, liebe Frau Bang, es wird schon geh'n — ich glaub', ich kann mit meinem Kauf zufrieden sein.“

Auch am Abend, als sie wiederum beisammen saßen, kam er noch einmal auf seine neue Stellung im Leben zurück. Dann aber schwieg er bald und paßte in einer seltsamen Stimmung, die erregt schien und verträumt zugleich, den blauen Rauch der Pfeife vor sich hin. Es war, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, das er nun doch nicht sagen konnte. Ein paarmal blickte er ein wenig ungeduldig auf Georg, der noch, verspätet wegen des nachmittäglichen Ausganges, über einer französischen Schularbeit saß. Und zu Frau Bang warf er hier und da versommen eine Bemerkung hin, ohne aufzusehen:

„Heut is' der Alois' kommen vom Spediteur, daß die Möbel von mein' Onkel jetzt ein'trossen sein. Wann i' nur wüßt', wohin i' s' derweil stell' — sind doch schöne Mahagonifachen —“

Aber Frau Bang schwieg oder nickte nur auf solche Worte, und so brach der Herr Schneeberger dann bald auf.

„Wissen S', der Weg bis da hinaus nach Mariahils — es is' halt doch weit — das spürt ma' schon — förmlich müd bin i' heut' —“

Drüben in seiner Stube rumorte er noch lange herum, bis endlich ein dröhnendes Schnauben und Schneuzen, mit dem er schon im Bett, sein Tagewerk alltäglich wie mit einem Nachtgebet beschloß, Frau Bang erkennen ließ, daß Herr Schneeberger sich zur Ruhe begeben hatte.

Am nächsten Tage aber kam für Frau Marie Bang die peinvoll schwere Stunde, die sie, ohne sich selbst ganz volle Klarheit über ihr Empfinden zu geben, in all der Zeit ahnend hatte näher und näher kommen sehen.

Herr Schneeberger hatte bei seinem Frühstück, das er wie immer in seinem Zimmer nahm, länger als sonst verweilt, so daß Georg, als er zur Schule ging und den Hut des Zimmerherrn noch auf dem Kleiderhaken im Vorzimmer hängen sah, die Mutter ganz erstaunt fragte, ob Herrn Schneeberger etwas fehle.

Dem aber fehlte nichts. Nur eine nervöse Unruhe war in ihm, wie er an seinem Tisch vor der geleerten Kaffeetasse saß, die Semmelbrösel auf dem Tischtuch mit den Fingern hin- und herschob und dabei zwischen all den anderen Gedanken, die er nun so oft schon erwogen, geprüft und in Ordnung gefunden hatte, immer wieder das eine denken mußte: Wenn nur der Bua erst fort wär! So a Herumländerei umanand, wia dös heut is! Was er nur gar so lang' braucht?! . . .

Daß dann, wann der Bub erst fort war, zwischen ihm und Frau Bang alles glatt abgehen würde, darüber bestand für ihn kein Zweifel, nur das Warten machte ihn nervös, die Zeitverfümmis — denn eigentlich sollte er ja jezt schon bald in seinem Geschäft stehen und mit der Arbeit beginnen.

Sein Geschäft — Bei dem Gedanken wurde er ruhiger und rückte sich aufrecht auf dem Stuhl. — Als ob er jezt nicht sein eigener Herr wär! Als ob ihm jemand etwas zu sagen hätte! Als ob er nicht kommen und gehen könnte, wie ihm das paßte!

Ja, das war doch ein anderes Gefühl als früher, wo man so ganz abhing von der Gnade des Herrn Tiburtius senior und des jungen Herrn Felix. Daß ihm das noch so geglätt war, dafür mußte er schon dem Schicksal dankbar sein.

Und jezt — jezt fehlte ihm, damit er sich, bevor's zu spät war, die feste sichere Ruhestelle schaffte, eben nur noch das eine . . .

Von draußen hörte Herr Schneeberger Georgs fragende Stimme. Ihm war es, als wär sein Name genannt worden. Dann klang unverständlich die Stimme der Frau Bang — ein Gruß noch hin und wider, und die Tür nach der Treppe fiel leise klappend in das Schloß.

Herr Schneeberger nickte und stand auf vom Tisch. So — jezt war der Georg fort. Zur Vorsicht trat er dann noch ans Fenster und wartete hinter der Gardine verborgen, bis er den Buben unten über den Hof schreiten sah. Dann aber — wie er sich wieder umwendete und wieder nach der Mitte des Zimmers schritt, da hatte er doch ein so ganz seltsames, beinah' bekommenes Gefühl. Das Herz klopfte ihm heftig, und auch seine Hände zitterten ein wenig.

Wie a junger Bua! dachte er mit einem Anflug von brunniger Verächtlichkeit. Aber da war doch etwas in ihm, das sich zugleich über den Gedanken freute — und Herr Schneeberger, der vielleicht durch Jahre, außer zu seiner wenig umständlichen Toilette des Morgens, den Spiegel über seinem Waschtisch keines Blickes gewürdigt hatte, sah nun ganz unwillkürlich einen Augenblick nach seinem Spiegelbild. — Dann aber nahm er sich zusammen, schritt auf die Tür zu, klinkte auf und trat hinaus. Im Nebenzimmer hörte er Frau Bang hantieren. So klopfte er dort an und schritt auf ihr „Herein“ zu ihr ins Zimmer.

Frau Bang hatte soeben den Staub von den Möbeln gewischt und legte nun, als sie den Zimmerherrn erblickte, das Tuch rasch beiseite.

„Herr Schneeberger . . .?“

Er nickte und versuchte zu lächeln, und dabei merkte er, daß ihm diese Gedanken alle, die er sich doch so sauber zurechtgelegt hatte und die so gut in Ordnung gewesen — ja — daß diese Gedanken ihm glatt entfallen waren. Und in der Anstrengung, wenigstens irgendwo den Faden dieser Überlegungen doch wieder aufzugreifen, wurde sein verlegenes Lächeln ganz grimmig, und er sah unzufrieden drein, als käme er, sich über irgend ein Versehen bitter zu beschweren.

Als er dann endlich ein paar Worte fand: „Na — scho' wieder fleißig, Frau Bang — scho' wieder bei der Arbeit . . .!“ da klang das beinahe mürrisch, daß ihn der Ton seiner Stimme selbst befremdete.

Erst als Frau Bang mit einem leisen Ausdruck der Sorge auf ihn zukam. „Fehlt 'was drüben, Herr Schneeberger? Is' irgend 'was nicht in Ordnung?“, da fand er seine Ruhe einigermassen wieder.

Er schüttelte den Kopf, und obwohl er selbst den Buben doch hatte über den Hof gehen sehen, fragte er: „Sagen S', is' der Georg schon fort?“

„Ja — haben Sie 'was von ihm wollen, Herr Schneeberger?“ Die Stimme der Frau Bang zitterte leise, während sie sprach.

„Kein — nein. Mir is' recht, daß er fort is' — i' hab' mit Ihnen reden woll'n, Frau Bang — — ja. Das heißt, wann S' Zeit hab'n — wissen S', aufhalten möcht i' Ihna net weiter — —.“ Wieder waren ihm die Worte kurz, stoßweise, brummelig herausgekommen.

Frau Marie Bang, der das Blut plötzlich in drängenden Stößen nach dem Herzen trieb, nickte nur. Mit der Schürze wischte sie rasch über den ohnehin blanken Tisch und zeigte dann auf den bequemen Ledersessel, in dem Herr Schneeberger des Abends immer thronte.

„Wenn S' sich setzen wollen — — Herr Schneeberger — —“

Und sie selber setzte sich auf einen von den glatten Stühlen. Sie fühlte, was kommen würde, und dachte: Mein Gott! Mein Gott! — wenn das nur erst vorüber wär — —! Ihre Hände zitterten auf der Tischplatte. Da faltete sie die Finger fest ineinander, daß er das Zittern nicht sehen sollte. So erregt war sie, daß sie die ersten Worte, die Herr Franz Schneeberger dann zu ihr sprach, kaum hörte, daß es nur wie ein allgemeiner Schall auf sie eindrang, bis sie nach einer Weile den Sinn seiner Rede dann deutlich unterschied.

„— und schau S', Frau Bang, 's is' halt do' was ganz ander's, ob ma' jezt sei' eigen's Hauswesen hat — oder ob ma' so sein Lebtag lang a' Zimmerherr is'! A wirklich's ordentlich's Z'haus haben, das is' jezt mei' Sehnsucht g'west die ganzen Jahr' hindurch. Jezt endlich kömmt' ich mir's schaffen — —. Und daß wir zwei zuanander passen — jezt, i' mein', das hätten wir in all' die Jahr' g'seh'n. Ja — — na, und g'forgt — — wär' ja dann auch für Sie — und für den Georg — — geln's? Also mein' i', es wird Ihnen der Entschluß net schwer fall'n — und — na ja — daß i' dem Georg immer a' sorgsamer Vater sein werd', das können Sie sich doch auch denken — —“

Frau Marie Bang saß still und nickte nur ein wenig kurz und hastig mit dem Kopf.

Was ihr der Herr Schneeberger jezt da sagte, das war ihr in den letzten Tagen, wenn sie allein in der Wohnung umherging, wenn sie still bei der Arbeit am Fenster saß und Stuch um Stuch in die feinen Tücher und Leinwandstücke stücte, und nachts, wenn sie wach lag und die gleichmäßigen Atemzüge Georgs in dem stillen Zimmer hörte, oft und oft durch die Gedanken gezogen. Sie hatte gefühlt, daß dieser Augenblick der Aussprache kommen werde, und hatte gemeint, ihn ruhig bestehen zu können;



By permission of C. E. Clifford & Co., Publishers, 24 Haymarket, London.

**Suckepack.**

Gemälde von H. J. Eiseh.

nun aber, da er da war, ergriff er sie doch über alle Maßen.

Da sprach ein Mann, der so viel Jahre still neben ihr gelebt hatte, den sie bis in die fernsten Winkel seines Wesens kannte, von seiner Sehnsucht. In seiner seltsam rauhen, spröden Art, die gütig war und die sich doch zu schämen schien, ein weiches Wort zu sprechen und immer nur das Praktische als Maske vorhielt, sprach er auf sie ein. Und was er sagte, war alles so richtig. Es wäre eine Ruhestelle auch für sie, die ohne Rückhalt vor dem Alter voll Arbeit und voll Sorge stand und deren Leben eine Kette von kleinen Leiden und Verzichten bleiben mußte, bis — bis vielleicht der Bub einmal als Mann sich seinen Platz errang. Es wäre wie ein Schutz und eine Heimat — —. Liebe? Nein, das war es ja freilich nicht — aber doch eine große Achtung — — ein gläubiges Vertrauen.

Sie mußte daran denken, wie sie ihn gestern in seinem Geschäft gesehen hatte, freudig und mit einer würdigen Sicherheit — — und sie kam sich auf einmal müde vor und zermüht von all der rastlos schaffenden Arbeit, von all dem sorgenden Bangen, die ihr Leben erfüllt hatten seit ihres Mannes Tod ohne Unterlaß. Eine Sehnsucht, die Hände nur ein wenig ruhen lassen zu dürfen, stieg in ihr auf. Ihr Blick ging nach der Kommode, auf der ein Stoß von weißer Wäsche lag — und sie dachte: die Augen nicht mehr so damit quälen müssen — — ein bißchen sich besinnen können auf das Leben — — wie ein schöner Traum müßte das sein!

Ganz verunken war sie für einen Augenblick.

Aber da kam ihr plötzlich der Sinn seiner letzten Worte erst zum Bewußtsein.

„— und — na ja — daß i' dem Georg immer a sorgsamere Vater sein werd', das können Sie sich doch auch denken — —“

Und sie sah, wie an jenem Abend die großen Augen des Bubens in ängstlichem Fragen auf sich gerichtet, und die Sorge, die in diesen Augen stand, griff ihr ans Herz und löschte all das andere aus. Sie fühlte klar und völlig sicher, daß sich Georg in das Wesen des Herrn Schneeberger niemals so würde finden können, daß es nicht trennend zwischen sie und ihren Bubens getreten wäre, wenn sie ihm diesen Mann zum neuen Vater geben wollte.

Ein Schlucken ging durch ihre Kehle, dann griff sie über den Tisch nach der Hand des Herrn Schneeberger und stand auf.

„Nein, lieber Herr Schneeberger — ich kann nicht. Nicht etwa, weil ich Sie nicht höher achten tät' als irgend einen anderen Menschen — aber — das kann ich nicht. Ich bin zu alt geworden — — und dann der Bub' — denken S' doch selbst — —“

Herr Schneeberger war gleichfalls aufgestanden. Seine Stirn zog sich zusammen — er schien erst gar nicht zu verstehen.

„Was is' — Also was is' — —?“

„Lassen woll'n wir alles, wie's bisher war — — schau'n S', Herr Schneeberger, ich kenn' ja kein' Menschen, dem ich so dankbar wär' für alles, und der mir so viel wär' wie Sie — — aber — — net wahr? — davon sprechen wir nimmer — —?“

Er hatte seine Hand freigemacht und rückte und zerte an seinem Hemdtragen und der Krawatte, als wäre ihm das alles mit einemmal zu eng geworden.

„So — ! so!“ sagte er nur. „Na ja! — Na — wie S' woll'n — —!“ Und dann schob er plötzlich den schweren Lehstuhl ein wenig beiseite, eilte zur Tür und ging ohne Gruß rasch aus dem Zimmer und hinüber in seine Stube.

Als Frau Bang ihm unruhvoll in das Vorzimmer folgte, hörte sie, wie er die Tür von innen mit Geräusch verschloß. Sie trat vor die Tür und klopfte leise an.

„Herr Schneeberger — — —!“

Keine Antwort.

„Herr Schneeberger — —! So hören Sie doch —!“

Alles ruhig, wie vorher.

Da ging Frau Marie Bang mit einem leisen Seufzer wieder in ihr Zimmer.

Mein Gott, daß das noch hat kommen müssen! dachte sie. Ihr war weh ums Herz, sie hätte weinen mögen. Vor Georgs Bett stand sie lange und sah mit schlaff herniederhängenden Armen in gedankenlosem Weh auf die gehäkelte Bettdecke hinunter.

Plötzlich schreckte sie auf. Das Türschloß nebenan war aufgesperrt worden. Aber ehe sie sich selbst noch recht besann, klappte auch schon die Flurtür draußen. Und als sie in das Vorzimmer trat, hörte sie nur noch die eiligen Schritte des Herrn Schneeberger, der fluchtartig schnell die Treppe hinunterlief.

Kopfschüttelnd kam Frau Bang zurück in ihr Zimmer.

Nun war er fortgestürmt, ohne Gruß, ohne ein Wort. Sie mußte unwillkürlich an jene erste Zeit zurückdenken, da er, wenn ihn die Sehnsucht, sich auszusprechen, des Abends einmal zu ihr herübergetrieben hatte, dann fluchtartig wie nun, mürrisch und unnahbar sich stets wieder zurückgezogen hatte. Wie lange war das her!

Wieder fiel ihr Blick auf den Stoß weißer Wäsche, der auf der Kommode lag. In wenig Tagen sollte das alles sauber gestickt und fertig abgeliefert werden! Das gab zu tun, sie hatte keine Zeit zum Träumen.

Mit einem Seufzer band sie ihre weiße Arbeitschürze um, steckte den großen Brustlatz der Schürze an dem Kleide fest und nahm ihre Arbeit vor. Aber immer wieder sah sie heute auf von ihrer Sticderei, blickte von ihrem Sitz am Fenster hinunter in das dunkle Grün der beiden Kastanienbäume und dachte an das, was sie erlebt hatte — an Herrn Schneeberger und an ihren Bubens.

Und wenn sie dann die Nadel wieder durch die Leinwand stach, dann mußte sie es stets aufs neue, sie hatte recht gehandelt, sie hatte nicht anders handeln können — des Georg wegen.

Am diesem Abend kam Herr Schneeberger seit langer Zeit zum ersten Male nicht hinüber in das Wohnzimmer von Frau Marie Bang. Er kam erst später als sonst nach Hause und ah dann noch auf seinem Zimmer von geheimnisvollen Dingen, die er sich mit heingebracht hatte. Auch das war lange nicht vorgekommen, denn es war längst ein Übereinkommen geworden, daß er das Abendessen mit Frau Bang und mit Georg zusammen nahm.

Als sie ihn drüben mit den Papieren so rascheln und rumoren hörte, stand Frau Marie Bang vom Tisch auf und ging hinaus und klopfte wieder an seine Tür.

Ein hastiges Geräusch wie von Rücken und Zusammenrassen klang heraus und dazu seine Stimme, verschlossen, abwehrend und mürrisch:

„Was is' denn los — wer is' denn da?“

Frau Bang, die erst die Tür hatte öffnen wollen, ließ sie geschlossen und zog die Hand wieder von der Klinke. Nur den Kopf beugte sie näher, und so sprach sie:

„Ich bin's, Herr Schneeberger. Ich hab' nur fragen wollen, ob S' noch was brauchen? Vielleicht Bier . . . oder sonst was . . .“

Ein Augenblick verging, ehe der Zimmerherr da drin die Antwort fand. „Nein — nein — plagen S' Ichna net, Frau Bang — was i' brauch', kann i' mir scho' selbst besorgen . . .“

Das war wieder ganz bärbeißig hervorgestoßen, in abgerissenen Stößen und mit einer Bestimmtheit, als gäbe es dagegen keinen Widerspruch.

Aber Frau Bang kannte Herrn Schneeberger. Sie stellte ihm trotz dieser Abwehr das Krügel „Pilsner“, das wie jeden Abend auch diesmal drüben schon auf ihn gewartet hatte, auf einen Stuhl vor die Tür.

„Ich hab' Ihr Bier immer herg'stellt, Herr Schneeberger,“ sagte sie dann, ehe sie ging. Und als sie zehn Minuten später wieder durch das Vorzimmer nach der Küche schritt, da war die Stelle, wo das Krügel „Pilsner“ gestanden hatte, leer. Ganz leise — denn sie hatte nichts gehört — mußte er es zu sich hineingenommen haben. Im Kampf des getränkten Stolzes mit den Verlockungen des kühlen Trunkes hatten die letzteren in diesem Fall gesiegt.

Aber der Miß, der durch die Ablehnung von Herrn Schneebergers Antrag zwischen ihm und der Frau Bang entstanden war, blieb darum doch bestehen. Mit starcköpfiger Konsequenz verschloß und verlockte sich der Zimmerherr in seine Stube und wich jedem längeren Gespräche und Zusammentreffen mit Frau Bang aus. Wie im Anfang der Zeit, die er nun hier wohnte, war er wieder: in sich gekehrt, unnahbar und unfahbar.

Mehrmals hatte Frau Bang, der dieses Benehmen des alten Freundes im Herzen wehetat, beschlossen, ihn zu stellen, sich mit ihm auszusprechen. Aber ihr freundlicher Gruß und die herzlichen Worte, die sie dann für ihn hatte, prallten ab an seinem mürrisch verkniffenen Gesicht, an der verdrießlichen Hast und Unrast, mit der er an ihr vorbeidrängte oder sich in seine Zeitung vertiefte.

So vergingen Tage, ohne daß die Verstimmlung wich. Frau Bang hoffte noch immer, daß mit der Zeit der alte gemütliche Zustand wiederkehren werde — da machte eines Abends Herr Franz Schneeberger diesem Hoffen ein Ende.

Wieder war er später als sonst nach Hause gekommen. Frau Bang und Georg hatten schon gegessen, als sie die Tür vom Gang her und gleich darauf auch seine Stubentür gehen hörten.

Nebenan schritt er ein paar Minuten lang auf und nieder, dann kam er heraus und klopfte an die Tür des Zimmers von Frau Bang.

„Herein!“ Eine erwartende Freude lag in ihrer Stimme. Nun kam er also wieder, nun hatte er verwunden, was ihn drückte, nun würden sie sich wie in den vergangenen Tagen als Freunde wiederum zusammenfinden!

Herr Franz Schneeberger trat mit einem steilen Nicken des Kopfes ein.

„Guten Abend, Frau Bang — grüß Gott, Georg!“

Frau Bang schob schon den großen Stuhl zurecht und rückte die Teller auf dem Tisch zusammen.

„So — das is' schön, daß Sie jetzt wieder Zeit für uns haben! Ich hab' dem Georg schon gesagt, daß Sie jetzt auch zu Haus' immer noch für Ihr Geschäft haben arbeiten müssen — am Abend. Sie haben uns beiden so gefehlt in der Zeit . . .“ Sie fühlte, daß ihre Stimme zitterte, und mochte um alles nicht aufsehen in diesem Augenblick. So glitten ihre Hände noch ordnend und zusammennehmend über den Tisch — und dabei dachte sie: Warum kommt er nicht näher? Warum setzt er sich nicht . . . ?

Herr Franz Schneeberger aber blieb ganz nahe bei der Tür stehen, nickte und brummelte: „Hm — ja — ganz recht — so — so . . .“

Dann räusperte er sich mehrmals und holte die Brille von der Nase; umständlich und wie wenn ihn das allein beschäftigte, zog er den Bügel erst über dem rechten Ohr heraus, beschrieb dann einen Halbkreis um sein Gesicht und holte nun den zweiten Bügel über dem linken Ohr hervor. Und während er nun mit dem großen roten Taschentuch, dessen unterer Zipfel ihm bis an die Knie hing, die Brillengläser rieb und dabei mit zusammengekniffenen Augen in das Licht der Lampe blinzelte, begann er zu reden:

„Ja — also Frau Bang, was ich Ihnen hab' sagen wollen. Mir is' der Weg zu weit — i' kann net alle Tag a paarmal bis nach Mariahilf hinaus laufen — ja — i' muß näher wohnen bei mein' G'schäft — i' versäum' mir z'viel Zeit mit dem Umananderlaufen . . .“

Er schwieg, hauchte an seine Gläser und rieb sie wieder, als wollte er sie in Atome zerreiben.

Aber Frau Bang antwortete nicht. Nur eine rasche Bewegung hatte sie gemacht, als sie den Sinn seiner Worte verstanden hatte, und da waren zwei Gläser auf dem Tische, wie in einem leisem Schrei, aneinandergeklungen. Und Georg sah mit großen fragenden Augen auf Herrn Schneeberger, der immer noch ins Licht der Lampe zwinkerte.

Als dieses Schweigen immer drückender ward, nahm er noch einmal einen Anlauf. Aber es fiel ihm schwerer mit jedem Worte, das er sprach. Die Stimme war ihm seltsam belegt, und ein paarmal mußte er sich räuspierend unterbrechen.

„Ja — Frau Bang — mir tuat's ja natürlich selber leid . . . ja . . . no aber . . . es geht halt net anders. Und dann — hm — hm! — also, weil jetzt meine Möbel von der Erbschaft an'kommen sind . . . ja, da hab' i' mir a kleine Wohnung von zwei Zimmer g'funden — gleich neben mein' Geschäft . . . da hab' ich's jetzt hin'stell'n lassen. Und mit dem Hausknecht von mein' G'schäft da hab' i' ausg'macht, daß er mir alles besorgen muß — den Kaffee in der Früh — und 's Aufbetten — na — und überhaupt . . .“

Wieder schwieg er. Er setzte jetzt die Brille wieder auf, stopfte das Sacktuch in die Tasche und fuhr sich dann mit den Fingern über die Stirn.

Frau Bang beugte leise nickend den Kopf.

„So — Sie woll'n fort von uns . . . ? Mein Gott — wenn Ihnen der Diener nur alles machen kann, wie Sie's gern mögen . . .“

Herr Franz Schneeberger setzte an zum Sprechen, dann brach er wieder ab. Ein Hustenreiz war ihm in der Kehle aufgestiegen.

„Und wann woll'n S' denn schon fort . . . ?“

„Morgen, Frau Bang . . .“ Das stieß er hastig und in seltsam hohem Ton hervor. „Das heißt — natürlich zahl' ich bis . . .“

Sie machte eine stille, abwehrende Handbewegung, und er schwieg.

Dann sagte sie: „Ja also — von mir aus is' ja alles in Ordnung. Die nächste Wäsch', die schief' ich halt dann nach, wenn's fertig g'waschen is' . . . Und alles Gute wünsch' ich Ihnen — und der Georg auch . . . Und hoffentlich vergessen Sie uns nicht — vielleicht, daß S' doch am Sonntag hier und da zu uns herüberfinden — mein Gott — die langen Jahre — was hat man da nicht alles durchgemacht . . .“

Die Stimme versagte ihr, und Tränen traten ihr in die Augen. Aber sie schämte sich dieser Rührung nicht. Und wie sie nach der Tasche tastete und bemerkte, daß sie kein Taschentuch bei sich hatte, griff sie die Schürze auf und drückte sie an die Augen. Ein gutes, wehes Lächeln stand dabei unter ihren Tränen.

Und Herr Schneeberger, dem es im Gesichte zuckte, sagte nur immer wieder:

„Aber Frau Bang — gehn S', Frau Bang — aber gehn S', Frau Bang — jetzt so was, Frau Bang . . .“

Als sie ruhiger war, ging sie auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Eins müssen S' mir aber doch versprechen, Herr Schneeberger . . .“

Er nahm die Hand. Aber er sah an ihr vorüber. Er hatte die Lippen fest aufeinander und nickte nur, während ihm die Wangenmuskeln zitternd flatterten.

„Den Diener — wissen S' — den Hausknecht, den müssen S' mir herschicken, daß ich ihn alles sag — wie Sie's gern haben wollen . . .“

Da fühlte sie den Druck der Finger um ihre Hand, dann aber war Herr Schneeberger aus dem Zimmer.

Und drüben an der Tür zu seiner Stube knackte gleich darauf das Schloß. — Er hatte wieder zugesperert . . .

Still und verkommen brachten Frau Bang und Georg den Rest des Abends hin. Nur hier und da, in kurzen abgerissenen Sätzen sprachen sie. Aber in Georgs ganzem Wesen war eine tiefe, heiße Zärtlichkeit — er ahnte, daß die Mutter stillschweig über vieles, und immer wieder drang es an dem Abend in ihm auf, ihr zu zeigen, daß sie nie einsam bleiben würde, daß er sie liebte aus seinem ganzen Herzen. Und auch Frau Bang war weicher noch als sonst zu ihrem Buben . . .

Als sie zu Bett gegangen war und Dunkel über dem Zimmer ruhte, lag sie noch lange wach.

Wie nun wohl alles werden sollte? Sie kam sich einsam vor, und nur die Atemzüge ihres Buben gaben ihr Halt und Trost. Von nebenan jedoch erscholl in dieser Nacht in kurzen Zwischenräumen immer wieder das trompetenhelle Schreuzen des Herrn Schneeberger. Auch er fand keine Ruhe in den Kissen . . .

Am nächsten Tage aber zog er aus . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Die Meeresforschung im Dienste der Fischerei.

Von E. Falkenhorst.

Unerschöpflich erschien bis in die neuere Zeit dem Menschen der Reichtum des Meeres. Wie groß auch die Fischzüge waren, die er veranstaltete, das Meer ergänzte unermüdlich die Scharen seiner Bewohner. Als aber die Zahl der Menschen wuchs, die Fangmethoden verfeinert wurden, zeigten sich allmählich die Folgen der Raubwirtschaft. Zunächst lichteteten sich die Reihen der Wiesen des Meeres; schon im achtzehnten Jahrhundert zeigte sich eine Abnahme der Wale in den nördlichen Meeren, und immer weiter gegen den Nord- und Südpol mußten die Walfänger vordringen, um die mäßige Beute zu erjagen. Dann machte man die Wahrnehmung, daß die begehrtesten und kostbarsten Tiere des Meeres abnahmen, und zwar um so mehr, als der erleichterte Transport nach dem Binnenland und die Einführung der Konservenfabrication den Verbrauch steigerten. So zeigten sich verschiedene Austernbänke erschöpft, und der Hummer wurde seltener. Durch den rücksichtslosen Fang wurde selbst der Fischbestand verschiedener Küstengewässer bedenklich gelichtet. Da kam die Erkenntnis, daß auch den nutzbaren Seetieren eine Schonung zu gewähren sei, daß auch das Meer in vernünftiger Weise bewirtschaftet werden müsse. Die Wissenschaft sollte dabei helfen, mit praktischen Ratschlägen eingreifen.

Von jeher hat das so wunderbar in den Tiefen des

Meeres sich gestaltende Leben die Neugierde der Menschen erweckt, aber eine gründliche systematische Prüfung der Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen der Seetiere, die biologische Meeresforschung, ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vertrat Carl Vogt die Ansicht, daß den Naturforschern eine

bessere Gelegenheit zum Studium der Seetiere geboten werden sollte. Es genügte nicht, daß dieser und jener, mit einem dürftigen fliegenden Laboratorium ausgerüstet, sich auf einige Wochen oder Monate am Meere niederließ; es sollten dauernde zoologische Stationen an den Seeküsten errichtet werden, Anstalten, die, mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgestattet, dem Forscher die Gelegenheit zu gründlichen und länger dauernden Studien boten. Deutsche gingen auf diesem Gebiet bahnbrechend vor. Im Jahre 1872 gründete Dr. Dohrn die berühmte musterzügliche Station in Neapel, die vom

Deutschen Reiche unterstützt wurde. Andere Länder folgten später dem Beispiel, und die Zoologie verdankte diesen Stationen neue wichtige Entdeckungen. Die Deutsche biologische Station auf Helgoland hat aber von Anfang an nicht allein rein wissenschaftliche Ziele verfolgt, sondern untersuchte auch die deutschen Meere im Interesse der Fischerei. Das Meer ist das Gemeingut aller Völker; und so reifte auch der Gedanke



Das englische Forschungsschiff „Huxley“.



Ein interessanter Fang.



Untersuchung eines Fanges im Schleppnetz.

heran, in der biologischen Meeresforschung ein internationales Zusammenwirken anzubahnen. Er fand den praktischen Ausdruck in der im Jahre 1900 erfolgten Konferenz in Christiania und in der Schaffung eines Zentralinstituts in Kopenhagen.

Seitdem herrscht in der Nord- und Ostsee ein überaus reges Forscherleben. Alle an diesen Meeren liegende Staaten entsenden Forscher, die nach einem einheitlichen Plan die für die Fischerei wichtigen Lebensfragen zu lösen bestrebt sind.

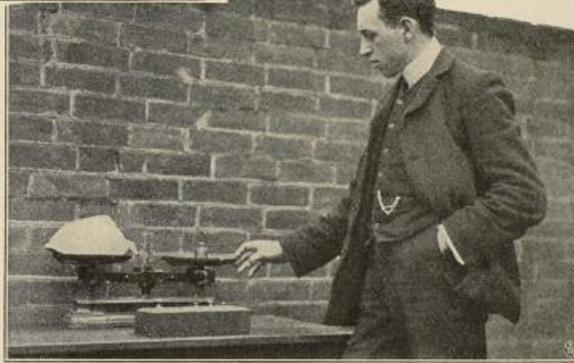
Einen interessanten Einblick in diese Arbeiten gewähren uns unter anderem die Berichte der Englischen Gesellschaft für Meeresbiologie. England hatte schon früher eine zoologische Station in Plymouth gegründet; um nun die Erforschung der Nordsee besser durchzuführen, rief es an seiner Ostküste in Lowestoft eine besondere Station ins Leben. Ferner wurde der Fischereidampfer „Hurley“ erworben und für wissenschaftliche Untersuchungen passend ausgerüstet.

Seit Jahren kreuzt er in der Nordsee, und das Fischen ist eine seiner wichtigsten Aufgaben. Zu diesem Zwecke ist der Dampfer mit Netzen aller Art ausgerüstet, mit Schleppnetzen sowohl, die das Gekier auf dem Meeresgrund fangen, wie auch mit Schließnetzen, die sich selbsttätig in bestimmter Tiefe öffnen und wieder schließen, so daß nur Tiere und Pflanzen aus dieser bestimmten, im voraus bezeichneten Tiefe in den Fangbeutel gelangen. Mit Spannung entleeren die Forscher die Netze, und freudige Aufregung bemächtigt sich aller, wenn ein besonders interessanter Fang gemacht wurde. Aber für den Zoologen, der die Naturgeschichte der Meeresbewohner ergänzen soll, ist alles, was das Netz herausbefördert hat, von Bedeutung. Da wird nichts als wertlos über Bord geworfen. Man geht so weit, daß man den Inhalt des Netzes durch Siebe mit verschieden großen Maschen schüttet. So wird schließlich das kleinste Geschöpf gefunden, geprüft, gemessen und notiert oder auch, wenn wichtig genug, aufbewahrt.

Besondere Aufmerksamkeit wird natürlich den Nuthfischen geschenkt. Mit großer Sorgfalt studiert man namentlich die Lebensgewohnheiten der Flachfische. Diese eigenartigen Geschöpfe mit abgeplattetem Körper und so verdrehtem Kopf, daß die beiden Augen auf einer, bald der rechten, bald



Sortieren des Fanges.



Wagen des gefangenen Fisches.



Flasche zur Erforschung der Strömungen am Meeresgrund.

der linken Seite liegen, spielen in dem Haushalt des Menschen eine sehr wichtige Rolle. Die verschiedenen Schollenarten, wie die Maifscholle und der Klunder, dann die Zungenscholle und der Steinbutt, sind wegen ihres Wohlgeschmacks sehr beliebt. Ihr Fleisch besitzt auch die Eigenschaft, daß es sich länger als das anderer Seefische hält, so daß ihr Verkauf sich leichter gestaltet. Die Schollenfischerei ist darum auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt wichtig, vor allem für England, wo diese Fischart sehr verlangt wird; werden doch in London allein jährlich Schollen im Wert von zehn Millionen Mark verbraucht. Auf den ersten Blick scheinen diese Fische recht träge Bewohner des Meeresgrundes zu sein, auf dem sie im Sande und Schlamm verborgen haften; in Wirklichkeit sind sie aber sehr wanderlustig. Die Fischer wissen das aus Erfahrung; zu bestimmten Zeiten erscheinen die Schollen an gewissen Küstenplätzen, um nach einiger Zeit wieder in den Tiefen des Meeres zu verschwinden.

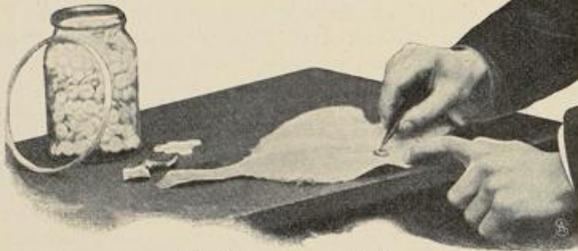
Die Schollen, die auf den Kreuzfahrten des „Hurley“ gefangen werden, müssen sich eine umständliche Behandlung gefallen lassen. Zunächst wird ihre Länge genau gemessen, dann wird jedes Stück sorgfältig gewogen. Zuletzt erhält der Fisch eine Marke, die ihn kenntlich machen soll. Die Markierungsmethode ist sehr einfach. Man legt auf die obere Seite des Fisches ein mit einer

Nummer versehenes durchlöcheretes Messingplättchen und auf die entsprechende Stelle der unteren Seite einen beinernen Knopf. Nun werden Messingmarke und Knopf aufeinander fest verbunden, indem man einen Silberdraht durch die Öffnungen und den Körper

des Fisches schiebt. So sitzt das Zeichen fest, und der Fisch kann es nicht verlieren, so lange er lebt. Nun wird auf einer Karte, die die Nummer der Marke trägt, das Signalement des Fisches eingetragen. Zunächst die Bezeichnung der Art, dann die Art der Befestigung der Marke, ferner der Zustand, in dem sich der Fisch befand, ob er gesund oder krank war; dazu kommen die Angaben seiner Länge, seines Gewichts und seines Geschlechts, und schließlich nach Breite- und Längengraden die genaue Bestimmung des Ortes, an dem er gefangen, und der Stelle, an der man ihn nach diesem Verfahren wieder in Freiheit setzte. Die Seefischer sind über den Zweck dieser Untersuchung belehrt, und man hat jedem, der einen gefangenen markierten Fisch an das Institut schiebt, eine Belohnung zugesichert. So langen jetzt fast täglich mit der Post Sendungen mit markierten Fischen oder wenigstens die abgenommenen Marken mit den nötigen Angaben in Lowestoft an. Hier werden die Fische wieder gemessen

und gewogen, und man trägt das Datum des Wiedereinfangens, den Namen des Finders und den Ort, an dem der Fisch wieder ins Garn oder an die Angel geriet, auf die Karte ein.

Ähnlich verfährt man auch mit anderen Nutfischn. Im Laufe der letzten Jahre sind viele Tausende von Fischen,



Markieren einer Scholle.

namentlich Schollen, in dieser Weise markiert worden. Mehr als zehn v. H. dieser Fische wurden wiedergefangen und an das Institut abgeliefert. Auf diese Weise konnte man bessere Einblicke nicht nur in das Wachstum, sondern auch in die Wanderungen der Nutfische erhalten. So wurde z. B. festgestellt, daß die Schollen im Dezember und Januar von ihren Standorten eine Wanderung in südlicher und westlicher Richtung unternehmen und dabei recht bedeutende Strecken von 100 bis 160 Seemeilen in sechs Wochen bis zwei Monaten zurücklegen, eine Leistung, die man so ohne weiteres den scheinbar unbeholfenen Geschöpfen nicht zugetraut hätte. Zu ähnlichen Ergebnissen haben die Fahrten der „Deutschen wissenschaftlichen Kommission“ mit dem Forscherschiffe „Poseidon“ geführt. Die Markierung der Schollen erfolgt hier mit Hartgummiknöpfen nach Art der Mechanik-Hosenknöpfe. Von den markierten Schollen wurden 5,3 v. H. wieder gefangen; einige hatten in 137 Tagen einen Weg bis zu 190 Seemeilen zurückgelegt.

Mit besonderen Schwierigkeiten ist die Bestimmung des Alters der Fische verknüpft. Nach der Länge des Fisches läßt es sich nicht feststellen, denn der Fisch wächst schneller oder langsamer, je nachdem er sich in günstigen oder ungünstigen Lebensbedingungen befindet. So konnte man früher sein Alter nur im allgemeinen schätzen. Schon vor Jahren machten verschiedene Forscher darauf aufmerksam, daß die Schuppen der Karpfen Felder und Streifen aufweisen, die ähnlich wachsen wie die Jahresringe in den Bäumen. Der ein-sommerige Karpfen zeigt in seiner Schuppe keine Ringbildung, der zweisommerige hat bereits zwei Ringe, der dreisommerige drei, der vierjährige vier usw. Diese Bildungen treten an den Schuppen nicht immer deutlich hervor, ein geübter Fachmann kann sie aber wohl erkennen. Ähnliche Jahresringbildung wurde auch bei den Schollen entdeckt und durch den „Ausschuß zur wissenschaftlichen Untersuchung deutscher Meere im Interesse der Fischerei“ genauer geprüft. Im unteren Teil des Gehörorgans der Schollen befinden sich kleine aus kohlen-saurem Kalk gebildete Körperchen, die man Oto-lithen oder Gehörsteinchen nennt. Betrachtet man sie bei auffallendem Licht auf einem schwarzen Hintergrunde, so zeigen sie eine regelmäßige Schichtung; man sieht abwechselnd weiße Ringe, die aus einem durch-scheinenden Stoff gebildet sind. Man hat viele Tausende solcher

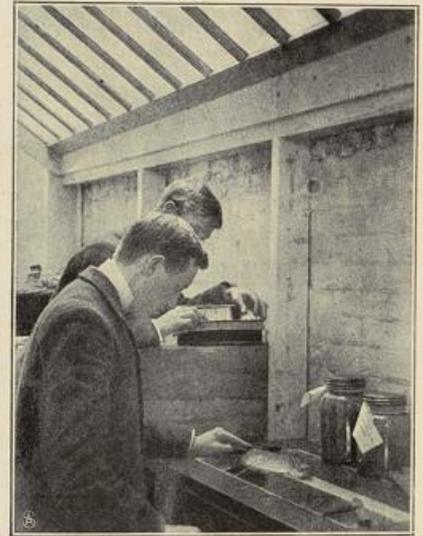
Gehörsteinchen untersucht und ermittelt, daß bei den Schollen in jedem Jahr ein dunkler und ein weißer Ring angelegt werden. Wir haben es hier also mit regelrechten Jahresringen zu tun, aus denen man das Alter des Fisches bestimmen kann. Unsere Abbildung auf der folgenden Seite zeigt diese Gehörsteinchen von zwei- bis vierjährigen Schollen in vergrößerter Gestalt. Durch diese Untersuchungen wurde nun festgestellt, daß die Schollen kein hohes Alter erreichen; die ältesten der an deutschen Küsten untersuchten Exemplare waren nur neun Jahre alt! Allem Anschein nach ist der Grund dazu nicht in der Kurzlebigkeit dieser Fischart zu suchen, sondern in der Tatsache, daß große Schollen den Fanggeräten nicht so leicht entgehen können. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß in den untersuchten Gebieten der Schollenfang durchaus nicht übermäßig be-trrieben wurde.

Für die Meeresbiologie im Dienste der Fischerei ist die

Ernährungsfrage der Nutfische von höchster Bedeutung, denn wie jedes Tier folgt auch der Fisch der Nahrung und erscheint nur dort in Mengen, wo ihm Mittel zum Lebensunterhalt reichlich geboten werden. Es werden darum

Tausende der gefangenen Fische geöffnet, und man untersucht

genau den Inhalt ihres Verdauungskanal, um die Tiere und Pflanzen zu ermitteln, die ihre ständige Nahrung bilden. Da ist für die eine Art der Nutfische die Flora und Fauna von Belang, die auf dem Grunde des Meeres sich entwickelt, während für andere wieder Tiere als Beute in Betracht kommen, die frei im Meer bis an seine Oberfläche hinauf umher-schwimmen. In dem unermesslichen Haushalt des Meeres ist nun wunderbarerweise das Kleinste



Messen des wiedergefangenen Fisches.

von höchster Bedeutung. Winzige Lebewesen, die wir leicht übersehen und kaum mit dem Auge zu erkennen vermögen, ja noch kleinere Geschöpfe sind die Grundlage, auf der sich die großen Schöpfungen aufbauen.

Wichtig werden sie durch ihre Menge; in ungezählten Myriaden treiben sie mit den Wogen und Strömungen, und darum hat man sie unter dem Namen Plankton zusammengefaßt, was so viel wie das Hin- und Hergetriebene bedeutet. Von diesem Plankton nähren sich die kleineren Fische, die dann wieder den größeren zum Lebensunterhalt dienen. Nicht überall ist das Plankton im Meere in gleicher Reichhaltigkeit vertreten. Es gleicht in dieser



Scholle mit Erkennungsmarke.

Sinnsicht das Meer dem Land. Es hat fruchtbare Gebiete, saftige Weidegründe und sterile Distrikte, die den Wüsten des Festlandes entsprechen. Und wie das Leben auf dem Land von den Jahreszeiten abhängt, durch Wärme und Niederschläge beeinflusst wird, so hat auch das Meer seine Vegetations- und Lebensperioden. Wärme und Salzgehalt des Wassers haben ihren Einfluß auf die Entwicklung der winzigen Organismen, ebenso wie die Meeresströmungen, die gewissen Gegenden bald wärmeres, bald kälteres Wasser zuführen. Die Forscherchiffe, die im Dienste der Meeresforschung kreuzen, müssen auch diese Erscheinungen in das Bereich ihrer Untersuchungen ziehen. So wird zunächst das Plankton in besonderen Netzen gefangen und dann aufs sorgfältigste geprüft und gezählt. Es gibt aber nicht allein über das „Fischfutter“ Auskunft. Man findet in ihm auch frei umherschwimmende Fischlein und jüngste Fische aller Art. So schwimmen auch z. B. die jüngsten Schollen frei im Meer

umher, erst wenn sie die Länge von ein bis zwei Zentimetern erreicht haben, suchen sie den Grund auf, in den sie sich platt niederlegen. Es geben also diese Studien Auskunft über die Entwicklung verschiedener Nussfische. Die Verteilung des Planktons wird auch durch die Wärme des Wassers beeinflusst. Kühlt sich die Oberfläche ab, so kommt es vor, daß Myriaden kleiner Krebschen und anderer Tiere sich in die tieferen wärmeren Schichten zurückziehen; ihnen folgen aber auch die Fische, die sich von ihnen nähren, wie z. B. der Hering. So kann aus der Wärme der Wasserschichten der Fischer schließen, in welchen Tiefen er die erhoffte Beute finden wird. In dieser Weise greifen die Lebensgesetze des Meeres in Unternehmungen des Menschen bestimmend ein, und darum müssen auch Temperaturmessungen in verschiedenen Meerestiefen und Bestimmungen des Salzgehaltes des Seewassers wichtige Aufgaben der Forscherchiffe bilden. Eine ebenso sorgfältige Prüfung erheischen die Meeresströmungen, die namentlich an den Küsten Schwankungen unterworfen sind. Die gewöhnlichen Flaschenposten geben Auskunft über Strömungen an der Oberfläche. Diese aber genügen dem Meeresbiologen nicht; er muß auch über die Strömungen in der Tiefe, namentlich auf dem Meeresboden unterrichtet sein. Um diese Verschiebungen der Wassermassen in der Flachsee zu ermitteln, hat man besondere Flaschenposten erdacht. In einer Flasche, wie sie auf unserer Abbildung S. 421 dargestellt ist, wird ein Zettel verschlossen, auf dem

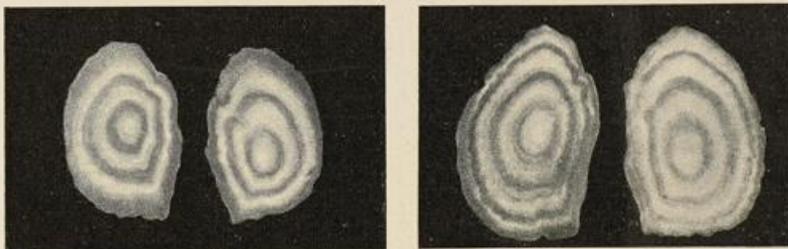


Auffinden eines markierten Fisches.

das Datum und der Ort der Versenkung sowie die Adresse, an die der Zettel im Auffindungsfalle zurückgeschickt werden soll, angegeben sind. Nun wird die Flasche am Halse so beschwert, daß sie etwa dreimal so schwer ist wie das Seewasser, und so genau balanciert, daß sie senkrecht, mit dem Kork nach unten schwimmt. Damit sie, auf dem Meeresgrund angelangt, nicht im Schlamm stecken bleibt, ist sie mit einem spitzen Draht versehen, der von dem Kork ausläuft. Auf diesem Draht tanzt sie, von der Meeresströmung getrieben, über allerlei Hindernisse am Meeresgrunde hinweg. Wird sie dann durch glücklichen Zufall durch die Grund- und Schleppnetze der Fischer wieder ans Tageslicht befördert, so zerbricht der Fischer laut Anweisung die Flasche, entnimmt ihr den Zettel und schickt ihn mit Angabe des Ortes und der Zeit des Fundes an die Station. Aus diesen Angaben läßt sich dann die Richtung der Strömungen im Meeresbett bestimmen.

Einer besonderen Prüfung werden einzelne Meeresbuchten unterzogen. Manche von ihnen dienen als Schlupfwinkel für junge und kleine Fische, und es empfiehlt sich, nach Feststellung dieser Tatsache in ihnen die Fischerei einzuschränken oder zu untersagen. Andere wieder sind zu bestimmten Jahreszeiten Sammelpunkte großer Nussfische. Die biologische Untersuchung gibt ferner Auskunft, warum bestimmte Buchten sich fischarm erweisen. Das kann die Folge ungünstiger Beschaffenheit des Seewassers, eines Mangels an Fischnahrung sein; oft aber ist die Nahrung genügend vorhanden und auch sonstige Bedingungen liegen durchaus günstig, die Armut der Gewässer ist dann eine Folge der Überfischung. Durch Einführung von Schonzeiten oder zeitweiliges Verbot der Fischerei kann man solche Gründe aufbessern, in einigen Jahren dem Fischbestand Möglichkeit zur ergiebigen Vermehrung geben.

So leitet die Kenntnis der großen Lebensgesetze des Meeres allmählich zu einer rationellen Fischerei über. Die Zahl der Arbeiter, die im Auftrage verschiedener Staaten an diesen großen Forschungswerken tätig sind, ist im Wachsen begriffen, und auch für die Ausbildung nötiger neuer Kräfte wird Sorge getra-



Jahresringe in den Otolithen einer Scholle.

gen. Sie erfolgt an den einzelnen Instituten. Die Norweger, die als Pioniere dieser Forschung sich verdient gemacht haben, sind auch in dieser Hinsicht mit besonderem Eifer tätig. Seit einigen Jahren werden in Bergen praktische Kurse für Meeresforschung abgehalten, an denen viele Ausländer, namentlich Deutsche, teilnehmen.

## Blühender Flieder.

Das muß gewiß ein gutes Schlafen sein:  
So grau und schlicht das kleine Kreuz von Stein,  
So warm der hohe Rasen, sanft geschwellt,  
So still der Ort, so fern die laute Welt — —  
Und keine hohe Mauer, die umspannt  
Die grüne Einsamkeit — nur eine Wand

Von rotem Flieder, frisch erblüht und kühl  
Und dicht geschmiegt — des Dufts fast allzuviel.  
In diesem Dickicht blühender Syringen  
Versteckt ein kleines, müdes Vogelgesing — —  
Das muß gewiß ein gutes Schlafen sein,  
In Fliederduft und warmem Sonnenschein — —

E. Esfeldt-Kilburger.

## Der blasse Albert.

(Fortsetzung.)

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

Der neue Gehilfe stand in seiner weißen, frisch geplätteten Jacke an der Ladentür des Meisters Ladewig und sah durch die Glasscheibe, deren moderne Gardine er etwas zurückgezogen hatte, hinaus auf die Straße.

Jetzt am frühen Nachmittag kamen wenig Kunden, da konnte er schon ein bißchen faulenzeln. . .

Wie er sich da wieder so hineingefunden hatte — er wunderte sich selber darüber! . . . Jeden Tag von acht Uhr an bis abends um Neune arbeiten, und bloß den zweiten Sonntag frei . . . und er hielt's aus, nun schon über'n halbes Jahr . . . und es bekam ihm auch! . . . Lange nicht so blaß sah er mehr aus. Das Essen schmeckte ihm — allerdings die alte Frau Ladewig kochte auch 'n gediegenen Happenpappen! Da war nicht dran zu tippen! — Und denn wa'n sie alle so nett zu ihm, die Frau, der Prinzipal und besonders die Kleene, die Trude! . . .

Der Gehilfe lächelte. Dann drehte er sich um, ging durch den Laden in den engen Gang, wo rechts das Glasspind mit den Pomaden, Parfüms und ähnlichen Verkaufsartikeln stand, bis an die Glastür, die ins Wohnzimmer führte.

Da die Wohnung ziemlich dunkel war und es draußen schon dümmerte, hatte man drin bereits die Hängelampe angezündet.

Am Tisch saß die Trude und häfelte. Und ihr Haar, das ganz weißblond war, schimmerte im Licht mit seinen losen Nackenhärtchen und Stirnlöchchen. Sie trug es am Hinterkopf in einem starken Knoten, in den sie, wie es eben Mode war, zwei dicke, silberne Ziligrankugeln gesteckt hatte. Ihr Gesicht war leicht gesenkt, aber der Gehilfe sah trotzdem den lieblichen Mund, der sich in seinem Schwung wie ein glänzender Karminstrich zwischen den Wangen hinzog. Ihre Wimpern waren lang und bedeckten die etwas zu schmal geschnittenen Augen, deren blauer Schein ihr doch alle Herzen gewann, und die Augenbrauen schienen sehr stark, was sich bei ihrer außerordentlich hellen Farbe drollig ausnahm. Der Charakter dieses jungen Gesichts war der des Frohsinns und der Sorglosigkeit, und der ganzen Erscheinung sah man die Liebe an, die sie stets umgeben hatte.

Und je mehr sie der Gehilfe anschaute, desto mehr zog es ihn hinein zu ihr ins Zimmer, dem die alten Mahagonimöbel, seine Decken und Kissen, der tickende Regulator über dem Ledersofa und nicht zum wenigsten die Anwesenheit dieses jungen Wesens eine entzückende Behaglichkeit verliehen.

Er wollte so gern die Tür aufmachen und hineingehen, aber er fand den Mut nicht, er wußte nicht, was er ihr sagen sollte, der Trude . . . und gerade jetzt, wo die beiden Alten fort waren, wo sie ganz allein war . . .

Die Klingel im Laden ging, ein Kunde. . . Wie sich Albert eben leise zurückwenden wollte, sah Trude von der Arbeit auf, bemerkte ihn und lachte.

. . . Wenn der sich bloß nicht die Haare schneiden lassen will oder am Ende ooch noch shampooinieren . . . dachte Albert. Aber der Kunde ließ sich nur rasieren. Er sagte, wie der Gehilfe ihn mit einem „Danke!“ entließ:

„Das ist ja heut wie der Teufel gegangen! . . . Dafür soll'n Sie auch 'n Groschen extra haben!“

Albert verbeugte sich lächelnd und schlich wieder zur Wohnungstür hin. Da war die Trude eben aufgestanden und stand so, daß sie ihn sehen mußte. Sie machte sofort die Tür auf und fragte, den Gehilfen freundlich betrachtend:

„Wollten Sie was, Herr Hohlstadt?“

„Ja, ja . . . das heißt . . . ich . . . ich wollte bloß . . .“

Sie lachte hell auf und machte ihn dadurch noch verlegener.

„Was wollten Sie denn, Sie?“ . . . Sie lachte immer lustiger. „Na, so reden Se doch! . . . Was haben Se denn von mir gewollt?“

Er bekam kein Wort heraus. Er sah sie nur an.

Da wurde sie auch ernster, und ihr Köpfschen abwendend, meinte sie: „Es war Ihnen woll langweilig, so alleine . . .?“ Er seufzte und wollte gehen.

„Der Hohlstadt!“ jagte sie leise.

Und wie er sich ihr wieder zuwandte, gab sie ihm freiwillig ihre kleine, weiche Hand. Die küßte er, und dann fiel er sehr ungeschickt vor ihr auf die Knie und fing an zu stammeln. Da mußte sie wieder lachen. Aber wie er nun rasch aufstehen wollte, legte sie die Arme um seinen Hals und hielt ihn fest. Und halb lachend, halb weinend sagte sie glücklich: „Das is so hübsch . . . wenn Sie so . . . ich finde das reizend . . .“

Und wie er sie nun auch umfaßte, bog sie sich herunter zu ihm, und sie küßten sich . . . wie lange? . . . bis wieder die Klingel an der Ladentür ging. Und noch einmal fanden sie sich und sagten einander alles mögliche Trübsal, Glückliche und Liebesvolle — hernach kamen ihre Eltern.

Von dem Tage an küßten sie sich verstoßen im dunklen Korridor, und sowie die Mutter aus dem Hause war, waren sie beieinander. Denn der Vater merkte nichts. Aber auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten und wenn der Gehilfe im Wohnzimmer Haararbeiten anfertigte, liebkoosten sich ihre Augen und fanden sich ihre in Zärtlichkeit bebenden Hände.

Und Trudens Mutter, eine runde, hurtige Frau, deren hellen Augen so leicht nichts entging, die sah es und sagte es ihrem Manne.

Der lachte, wie die Trude! . . . Da kam man ja plötzlich zu einem Schwiegersohn und wußte gar nicht wie! . . . Na, die Trude war siebzehn Jahr alt, warum sollte denn die nicht einen Liebsten haben?! . . . Die Hauptsache ist, daß die Kinder keine Dummheiten machen und daß er sie heiratet!

„Na, wirste se denn dem Menschen so ohne weiteres geben?“ fragte Frau Ladewig.

„Aber jehiß! Warum denn nich? . . . Das ist doch'n tüchtger Kerl! . . . So einen will ich ja jerade haben! . . . Der kann später mal mein Zeschäft übernehmern, un wir sehen uns denn zur Ruhe! . . . Ich wer mal 'n vanünftigen Ton mit'n reden!“ . . .

Am anderen Tage sprach Papa Ladewig mit seinem Gehilfen, der war voller Dankbarkeit, und die Trude, die hin-

zugerufen wurde, gab ein wahres Lachkonzert zum besten. Den Sonntag darauf wurde die Verlobung gefeiert, und in ganz Berlin gab es keinen glücklicheren Menschen als Albert Hofstadt.

Dieser ruhige, manchmal geradezu gedrückt aussehende Mensch war gar nicht mehr wiederzuerkennen, seitdem er Bräutigam war. Und die alte Stammkundschaft des Geschäfts freute sich mit Meister Ladewig über seinen Schwiegerjohn, auf den der alte Herr denn auch nicht wenig stolz war.

Albert selbst war voller Pläne. Er wollte das Geschäft, wenn er erst mal verheiratet war, erweitern und modern ausbauen. Und Papa Ladewig gab ihm zuliebe seine patriarchalischen Ideen und seine Angst vor Neuerungen auf und war mit allem einverstanden.

Nur die Frau, die hatte nicht viel für Albert übrig. Zwar erkannte sie seine Tüchtigkeit an, mußte auch zugeben, daß er fleißig und strebsam war und der Kundschaft entschieden gut gefiel, aber in ihr blieb immer ein Rest von Mißtrauen.

„Jez wees nich, was ihr alle an den habt!“ sagte sie zu ihrem Manne. „Jewiß, es is 'n ganz ornlicka, brauchbarer Mensch, aber mein Mann wär' er nich! . . . Wenn ich den heiraten sollte, da würd' ich lieber Nonne wern!“

Der Meister war gerade beim Frühstück und goß sich einen Gilka ein. Mit vollen Backen lachend, sagte er:

„Du hast inma wat, Mutta! . . . Mich wundert bloß, daß de mir jenomm' hast, damals.“

Sie lachte, daß Fältchen um ihre schmalen Augen kamen und ihr Doppelfinn noch stärker wurde.

„Na ja,“ meinte der Mann, „die ganze Sache handelt sich doch bloß um die Portemonnaiegeschichte . . . un ich wollte ja nicht sagen, wenn de 't nich schließlich wiederjesunden hättest . . . in' Tischkasten!“

„Eben jrade dadrum!“ Sie wurde eifrig. „Jehmal hab' ich rinjesuckt in den Kasten vorher, un't wa un wa nich drin! . . . Un mit eenmal, wo ich schon alle Hoffnung uffjeem hatte un jloobe, ich hab's uff de Strahe verloren — da is et da un licht drin!“

„Na, da haste eben vorher nebenbeijesuckt, Mutta! Wat soll denn der Albert mit deine siebenunhalben Silbajroschen?! Davon wird a doch ooch nich jlicklich!“

Sie schüttelte eigeninnig den Kopf und wollte noch etwas sagen, aber ihr Mann machte „Pst!“

Albert, der einen Augenblick in der Küche bei seiner Braut gewesen war, trat ins Zimmer, um nach dem Laden durchzugehen. Er senkte den Kopf; unter seinem braunen, sorgfältig gepflegten Schnurrbart verbarg sich ein Lachen. Er hatte wohl gehört, daß seine zukünftigen Schwiegereltern sich von ihm unterhalten hatten, und wußte auch genau, worüber . . . Deswegen konnte er kaum das Lachen verbeißen.

Die Portemonnaiegeschichte! Er sicherte in sich hinein. . . . Da kommt die Olle nich drüber weg! . . . Jrade was Scheenes!

Und je mehr er sie sich ins Gedächtnis zurückrief, desto mehr Spaß machte ihm die Sache. Sowie er sich verlobt hatte, war die Frau, die vorher immer sehr freundlich zu ihm war, anders geworden. Zwischen Mutter und Tochter gab es oft Auseinandersetzungen seinetwegen, und die Trude erzählte ihm das dann nachher wieder. Dadurch wurde auch der Ton zwischen ihm und Frau Ladewig immer gespannter, und mehr als einmal ließ die Prinzipalin in seinem Beisein deutlich durchklingen, daß er ihr als Schwiegerjohn nicht gut genug wäre.

Den jungen Mann ärgerte das; aber vorsichtig und ruhig, wie seine Natur war, ließ er sich seine Verstimmung wenig anmerken, nahm sich jedoch vor, die Frau nun auch seinerseits zu ärgern.

Eines Tages standen er und Trude neben ihr und sahen ihr über die Schulter, in die Zeitung, aus der sie gerade etwas Interessantes vorlas.

Zufällig glitt sein Blick am Kleide der Frau herunter, und er bemerkte in ihrer offenhängenden Rocktasche ihr Portemonnaie. Ohne sich eigentlich im Moment klar zu werden, wieso, warum er es tat, aber nachher in der festen Überzeugung, es sei nur seine Abficht gewesen, ihr einen Schabernack zu spielen, ließ er das Geldtäschchen mit dem unendlich leisen und jetzt wieder goldsücheren Griff seiner rechten Hand heraushüpfen und steckte es ein. Die sehr eigene Frau bemerkte ihren Verlust wenige Minuten später und begann, fieberhaft zu suchen. Und voll boshafter Freude, endlich einmal den Augenblick seiner Rache gekommen zu sehen, ließ er sie einen ganzen Tag lang suchen und legte schließlich das Portemonnaie in den Tischkasten, an den Ort, wohin sie es, da es in ihrer Tasche nicht war, bestimmt gelegt zu haben glaubte.

Denn er hatte sie nicht befehlen wollen, kein Gedanke! . . . Aber in der Frau paarte sich jetzt mit der Zurückhaltung das Mißtrauen gegen ihn, wodurch der Friede in der kleinen Familie nicht selten gestört wurde.

„Ne Hochzeit im Winter, det is ja nicht,“ sagte Papa Ladewig, „de Sonne muß scheinen un et muß Rosen jeben . . . un vor die langen Brautjände bin ich überhaupt nicht.“

Trudens Mutter hatte es nicht so eilig. Sie mochte im tiefsten Grunde ihres Herzens hoffen, daß vielleicht doch noch „etwas dazwischenkommen“ würde. Außerlich schien sie jetzt einverstanden mit Trudens Wahl, und die Rügeleien zwischen ihr und Albert waren nicht mehr so häufig.

Aber der Meister drückte seinen Willen durch, und die Hochzeit wurde auf den ersten Juli festgesetzt.

Und in diesem Jahr gab es Rosen in Hülle und Fülle. Überall auf den Straßen und Plätzen standen die Verkäufer, und für einen Groschen bekam man schon einen ganzen Strauß. In der Wohnung des Barbiers gab es am ersten Juli kein Möbel, auf dem nicht Bukette und duftende Blumen lagen. Aber die lieblichste Blume war die Trude selbst im weißen Kaschmirkleide mit Seidenschleier und der Myrtenkrone, unter der die allerschönste Rose, ihr liebes Gesichtchen, glühte.

Sie war noch hinten im Schlafzimmer, die Mutter und ein paar Freundinnen halfen ihr, und das silberne Lachen der Braut klang durch das ganze Haus.

Aber auch der Bräutigam war von einer bei ihm seltenen Lustigkeit. Vielleicht kam das von dem glücklichen Ereignis, dem er an diesem Tage entgegenging, vielleicht auch von dem ungewohnten Weingenuß zu so früher Stunde. Papa Ladewig hatte sich nämlich mit dem Schwiegerjohn, dessen schlanke Figur in dem gutstehenden Frack und den engen schwarzen Beinkleidern recht vorteilhaft ausah, im Wohnzimmer bei einer Flasche Wein niedergelassen und war eifrig dabei, ihm noch einmal die besten Ermahnungen für seinen Ehestand zu geben.

„Jeh mal, mein Junge,“ der alte Herr wischte sich den vollen, weißen Schnurrbart mit der Hand, „wir haben det Kind behütet un jepslegt, wir haben ja ooch man bloß die eene . . .“ er schluckte und fuhr mit dem Tuch über die Augen, „un damals, wir wa'n schon zehn Jahr vaheiratet, Mutter un ich, un keen Mensch dachte mehr, daß jebahaupt noch was kommen könnte, da kam uff eenmal die Trude . . . na, du wirst ja ooch mal 'n Kind ham, un denn wirste wissen, wie det is . . . dis Mädcl wees ja noch ja nich, daß man schlecht zu se sein kann . . .“

Der Meister hatte sich nach hinten an den Stuhl gelehnt und schluckte reichlich in sein weißseidenes Tuch.

Albert, der ihm gegenüber saß, begriff diese Tränen nicht. Was war denn da viel zu reden? Er sollte die Trude schlecht behandeln, seine Trude? Hell aufpassen hätte er können!

Und seine Augen, die über den kleinen, gleich ihm in Frack und weißer Weste stehenden Schwiegervater hinglitten, blieben an der breiten, goldenen Uhrkette hängen, die ein bißchen protzig das runde Bäuchlein zierte . . . Diese Uhrkette

hatte ihn schon hundertmal gelockt. Welch ein Spaß, sie dem Alten abzuknöpfen! Und es ginge so leicht; ein sanfter Druck von unten gegen die Westentasche und mit der anderen Hand den Karabinerhaken aus dem Knopfloch — das ist ein Moment!

Der Gehilfe verzog sein Gesicht zu einer Weinerlichen Grimasse, weil er sonst unweigerlich hätte lachen müssen, bei dem Gedanken an den Lärm, den die Schwiegermutter schlagen würde, wenn ihr Mann plötzlich seine Uhr nicht mehr hätte. . .

„Wirste denn noch jut zu ihr sein, Albert?“ fragte der Barbier nochmals, sich in seiner Rührung das letzte Glas Wein aus der Flasche eingießend.

„Aber, Papa! . . .“

„Zib mir de Hand druff!“

Albert reichte ihm die Rechte, und in überströmendem Gefühl zog ihn der Alte an seine Brust und klopfte ihm zärtlich den Rücken. . .

Nachher sprachen die beiden Männer vom Geschäft, das vorläufig noch in Ladewigs Besitz bleiben, aber von dem Schwiegerohn geleitet werden sollte. Und bald darauf traten die Damen herein. . .

Albert ging rasch auf seine Trude zu, küßte sie innig und sagte:

„Der Wagen is schon unten, Lieblich!“

Sie lief lachend ans Fenster.

Indem rief die Schwiegermutter:

„Aber, Mann, du hast ja vergessen, deine Uhr anzumachen!“

„Was? . . . Du bist woll nich recht, Frau! . . . Ich hab' doch eben noch nachgesehn!“ . . . er griff an seine Weste. „Aee, wahrhaftig! . . . na nu brat' ma aber eena

'n Storch! . . . Albert, sag' mal, hab' ich se denn nich eben noch umgehett . . .?“

Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Ich weiß nich, Papa! . . .“

„Na jowas! . . .“ Der alte Herr suchte immer noch . . .

„Das ist doch aber ja nich möglich!“

„Wirst se eben nich umgehund'n ham,“ meinte seine Frau.

„Aber ja, wenn 't dir doch sage! . . . ick weech' janz jenu!“

„Na, ich kann ja mal nachsehn, Papa,“ sagte die stets gefällige Trude.

„Ach nein, du mit deiner Schleppe!“ meinte ihr Bräutigam und war auch schon aus der Tür. Zurückkehrend hielt er Uhr und Kette triumphierend in die Höhe.

„Na siehste, Papa! . . . haste se richtig vergessen . . .“

„Wenn ick nich die Augen überall hätte . . .“ meinte die Schwiegermutter, und ihr Mann sagte:

„Ja, Mutter, du bist 'ne Perle! . . . Wenn wa dir nich hätten, denn wüßten wa wirklich nich, wat wa anfang' sollten!“

Aber die Augen der Frau hatten inzwischen die des Schwiegerohnes getroffen, und der Instinkt der Mutter, die im Begriff war, ihr Kind diesem Manne zu geben, ahnte unbekannte und rätselhafte Gefahren. . .

Das Brautpaar ging stolz und glücklich durch den Hausflur auf die Straße, wo zu beiden Seiten des mit Blumen bestreuten Läubers die Nachbarn und Passanten Kopf an Kopf standen. Dann hob der schlankte, junge Barbier seine reizende Braut hinein in die blaulackierte, versilberte Equipage mit den beiden Apfelschimmeln, und gleich darauf fuhr der andere Wagen vor, in dem die Brauteltern davonrollten.

(Schluß folgt.)

## Deutsche Opfer des Law'schen Aktienschwindels.

Von S. Tenner.

Unter Anführung des Rechtsgelehrten Daniel Pastorius fuhr am 6. Oktober 1683 ein Häuflein Deutscher, zum meist aus Krefeldern und Frankfurtern bestehend, in den Delawarestrom hinein. Es waren dies die ersten deutschen Ansiedler, die in „der neuerdings erfundenen Provinz Pennsylvania an denen Endgrenzen Americae in der Westwelt gelegen“ den Boden Nordamerikas betraten. Hier gründeten sie die Niederlassung Germantown, die bald zur fröhlichen Blüte gelangte. In ihrem von Pastorius geschaffenen Wappen prangte ein Kleeblatt; auf dem einen Blatte war eine Weinrebe, auf dem zweiten ein Flachsrocken und auf dem dritten eine Weberspule abgebildet; „Vinum, Linum et Textrinum“ lautete die Inschrift darüber, zum Zeichen, daß im Wein- und Flachsbaue und in der Weberei die Ansiedler reiche Quellen neuen Wohlstandes fanden.

Seit jener Zeit verließen immer neue Scharen Deutscher die alte Heimat, in der Hoffnung, daß sie in der „Neuen Welt“ ein besseres Fortkommen finden würden, aber nicht allen winkte das gleiche Glück wie den Gründern von Germantown. Die Geschichte der Auswanderung zeigt auch trübe Kapitel, und gleich in ihren Anfängen weiß sie von Tausenden Unglücklicher zu berichten, die durch falsche Vorspiegelungen verlockt, in der Fremde verdarben oder unsägliches Elend erleiden mußten.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschienen in Deutschland Flugschriften, in denen neue Kolonisationsgebiete gepriesen wurden, vor allem aber das „herrliche Land Louisiana an dem großen Flusse Mississippi“, das damals eine französische Kolonie war.

Man berichtete, wie „durch den großen Aventurier Christophum Columbum eine große Menge derer Europäer außerhalb Europam nach Americam getrieben werden“ und wie gut es

ihnen dort gehe. Louisiana wurde vor allem herausgestrichen, „ungemein angenehm“ sei dort der Boden und vier Ernten bringe er im Jahre! „Man kann sich den Überfluß des Landes nicht groß genug einbilden.“ Ein unermeßlicher Reichtum an Wild, das jeder schießen darf — das Wichtigste aber seien die Gold- und Silberminen. Das war eine arge Flunkerei, denn jene Minen harren noch bis heute ihres Entdeckers, aber Tausende ließen sich durch die schönen Worte verführen und segelten nach diesem Gelobten Lande hinaus, um traurig zugrunde zu gehen.

Angeregt waren jene Flugschriften von dem größten Gründer jener Zeit, der damals an der Seine auf der Höhe seiner ephemeren Größe stand und die Welt weit über Frankreichs Grenzen zu blenden verstand. John Law hieß der Mann. Ein Schotte von Geburt, kam er in jungen Jahren nach London und Amsterdam, wo er den Betrieb der Bankgeschäfte näher kennenlernte; er befaßte sich auch mit Mathematik und studierte praktisch das Glücksspiel. Indem er mit diesen Kenntnissen verschiedene europäische Länder bereiste, gewann er sich ein Vermögen von etwa 2 Millionen Livres oder Franken. Dabei aber verfolgte er hochgehende volkswirtschaftliche Pläne, wollte neue großartige Kreditanstalten und überseeische Handelsgesellschaften gründen. Damit trat er an verschiedene Höfe Europas heran, fand aber erst in Frankreich nach dem Tode Ludwigs XIV. einen günstigen Boden. Dem Regenten Philipp von Orleans schien er der geeignete Mann, Ordnung in den verfahrenen Finanzen des Landes zu schaffen. Im Jahre 1717 erhielt Law die Erlaubnis, eine Privatbank auf Aktien zu gründen, die bald darauf in eine Staatsbank umgewandelt wurde. Sofort begann er in großen Mengen Banknoten herauszugeben, für die genügende Deckung nicht vorhanden war. Ferner gründete er



Hannibal überschreitet die Alpen.

Gemälde von A. Charpentier.

eine Handelsgesellschaft auf Aktien, die mit der Ausbeutung und Kolonisierung von Canada und den Mississippiländern sich befassen sollte, verschmolz dieses Unternehmen mit anderen bestehenden Handelsgesellschaften und stand nun an der Spitze der Compagnie des Indes, die das ausschließliche Recht hatte, nach dem Kap der Guten Hoffnung, Ostafrika, dem Roten Meer, den Südseehäfen, Perien, Siam, China, Japan und Amerika Handel zu treiben. Law verstand die Reklametrommel zu rühren, er versprach so großen Gewinn, sicherte von Anfang an so hohe Zinsen, daß das Publikum, dem jene Art der Kreditgeschäfte neu war, geradezu geblendet war und um jeden Preis in den Besitz von Aktien gelangen wollte. So konnte die Compagnie des Indes gleich im Anfang in der kurzen Zeit von drei Wochen Aktien ausgeben, deren Nominalwert 150 Millionen Livres darstellte. Der Kurs der Papiere stieg unerhört. Für eine Aktie im Nominalwert von 300 Livres zahlte man 600, dann 1000 und 5000 Livres. Eine wahre Spekulationswut ergriff die Massen, hoch und niedrig stürzte sich in diesen wahnsinnigen Handel.

War das ein Gedränge in der Rue Quincampoix, wo in der Nähe der Bank der Aktienhandel getrieben wurde! Wer nur Geld hatte, eilte hierher, um an einem und demselben Tage die Papiere mehrmals zu kaufen und zu verkaufen, und an dem schwankenden Kurse zu profitieren — oder zu verlieren. Zahlreiche Makler etablierten sich in der Nähe und zahlten für einfache Zimmer Hunderte Livres Miete. Ein Schuhlicker hatte an einer Gartenmauer einen Bretterverschlag errichtet, in dem er seine Arbeit besorgte; als der Hummel kam, verjah er

seine Bude mit Tischen, Tinte und Federn, vermietete sie und verdiente bis 200 Livres täglich. Ja, so eilig hatte man es mit dem Abschluß der Kauf- und Verkaufsverträge, daß viele gar nicht die Häuser aufsuchten, sondern die Schriftstücke auf der Straße ausfertigten, indem sie den Rücken eines Eckstehers gegen hohe Miete als Schreibtisch benutzten. Am Tage der Aktienzeichnungen war aber das Gedränge vor dem Hause der Gesellschaft so gewaltig, daß täglich mehrere Menschen erdrückt wurden. Zwei Jahre hielt der Taumel an, und der Kurs der Aktien wurde auf 10000 und selbst 18000 Livres getrieben. Lange konnte natürlich dieser Wahn nicht bestehen. Vorsichtiger suchten ihre Banknoten in Metallmünze einzutauschen, und als die Bank in Schwierigkeiten geriet, Law die Kurse durch Gewaltmaßregeln halten wollte, brach die Panik aus; Aktien, die vor wenigen Monaten mit 18000 Livres bezahlt worden waren, bot man für 40 Livres aus. Der Zusammenbruch erfolgte. Law mußte aus Frankreich fliehen und starb nach wenigen Jahren in Venedig, wo er mit Hazardspiel Mittel zum Lebensunterhalt sich zu verschaffen suchte. Die Liquidation der von ihm eingeleiteten Unternehmungen ergab ein Defizit von rund 2500 Millionen Livres!

Ein gewöhnlicher Schwindler, der sich selbst auf Kosten der betörten Massen bereichern wollte, war Law nicht. Nur wuchsen ihm die Verhältnisse über den Kopf, er selbst wurde zum Opfer der Spekulationswut und verlor schließlich die Zügel völlig aus der Hand.

Die Kolonisation der Mississippiländer wollte er im Ernst betreiben und brachte dadurch leider Tausende unserer Lands-

leute ins Verderben. Bis dahin war die Besiedlung von Louisiana durch die Franzosen kaum in Angriff genommen. In der Gegend von Bilori hielten sich einige wenige Ansiedler auf, die jedoch nur Handel mit den Indianern trieben, dem Ackerbau sich gar nicht widmeten und auf Proviantschiffe aus dem Mutterlande angewiesen waren. Die „Westliche Kompagnie“ erst machte den Versuch, das Land wirklich zu besiedeln. Zu diesem Zwecke las man in Frankreich Arme, Bettler und Prostituierte auf, schaffte sie nach Louisiana, verheiratete sie und wies ihnen Land zu. Diese Elemente waren aber völlig untauglich zur Feldarbeit, sie gingen zugrunde oder kehrten in die Heimat zurück. Mit besserem Scharfblick setzte Law seine Hoffnungen auf deutsche Bauern, er suchte sie als Ansiedler oder als Arbeiter für seine Kolonie zu gewinnen und agitierte in diesem Sinne. Dabei machte er in Deutschland Klatsch für die Aktien seiner Kompagnie und scheute vor schwindelhaften Anpreisungen nicht zurück.

Nach Berichten der Geschichtschreiber ist es den Agenten gelungen, gegen 10000 Deutsche, zumeist Landleute aus dem Elsaß, aus Lothringen und der Pfalz, fortzulocken. Von diesen Verführten sind aber nur 400 bis 500 in Louisiana angekommen. In den französischen Häfen hatte man für die Ankunft der Auswanderer keine Vorsorge getroffen, ohne genügende Wohnung und Verpflegung mußten sie hier monatelang auf die Ankunft der Transportschiffe warten, kein Wunder, daß unter ihnen Krankheiten ausbrachen, die viele dahintrasteten. Die Überfahrt dauerte manchmal fünf bis sechs Monate, und man muß bedenken, wie außerordentlich schlecht in jenen Zeiten die Schiffsverpflegung war. Hier gingen wieder Massen zugrunde. Von 200 an Bord gegangenen Deutschen kamen einmal nur 40 in Louisiana an. Schließlich blühte damals im Golf von Mexiko das Handwerk der Korsaren; ein Auswandererschiff, das 300 kranke Deutsche an Bord hatte, wurde von den Bukaniern gekapert. Diese Deutschen blieben verschollen, und verschollen überhaupt waren verschiedene der Law'schen Auswandererschiffe.

Über die Schicksale der ersten Deutschen am Mississippi, jener vier- bis fünfshundert, die glücklich in Louisiana landeten, hat neuerdings Professor J. Hans Deiler eingehende Nachforschungen angestellt und darüber in einem Vortrage berichtet, den er auf dem Germanistischen Kongreß in St. Louis hielt.

Ebenso wie in den französischen Häfen in Europa, wurden auch bei Louisiana für die Ankunft der zahlreichen Auswanderer gar keine Vorbereitungen getroffen, und die Lage war hier viel schlimmer. Die französischen Ansiedler säeten und ernteten nicht und warteten auf Proviantzufuhren aus der Heimat; sie litten sogar zeitweilig Hungersnot, und die Soldaten aus den Forts wurden zu den Indianern in die Wälder geschickt, damit sie sich dort von Jagd und Fischfang nach Möglichkeit ernährten. Als nun die Einwanderer auf den Schiffen ankamen, fehlten auch alle Transportmittel, um sie flusshaufwärts auf ihre KonzeSSIONen zu befördern. Sie mußten wochenlang auf Dauphine-Insel oder an der sandigen Küste der Biloribai liegen bleiben. Hunger und epidemische Krankheiten lichteteten von neuem ihre Reihen. Viele starben auch, berichtet ein Geschichtschreiber, weil sie in ihrem Hunger Pflanzen aßen, die sie nicht kannten und die, statt Kräfte zu geben, den Tod herbeiführten, und die meisten, die man zwischen den Häufen der Austernschalen tot fand, waren Deutsche. In der Not meuterten die Soldaten, und es drohte völlige Anarchie auszubrechen, die man durch barbarische Strafen dämpfen wollte.

Allmählich schob man die Ansiedler auf die KonzeSSIONen ab, und sogar 300 Deutsche, der kleine Rest der vielen Tausende, wurde an den Arkansasfluß gebracht. Da kam aber von Europa die Kunde von dem Zusammenbruch der Law'schen Unternehmungen. Nun kümmerte sich niemand um die Ansiedler, und die Deutschen warteten vergebens, daß man ihnen Proviant senden würde, damit sie sich bis zur nächsten Ernte halten könnten. Sie bettelten in ihrer Not bei den

Sothuis- und Arkansasindianern, als aber auch bei diesen die Borräte auf die Reize gingen, ließen sie alles im Stich, fuhren in Rähnen den Arkansasfluß hinunter und wandten sich nach Neu-Orleans, das damals ein kleines Dorf von etwa 100 elenden Hütten bildete. Sie verlangten, daß man sie nach Europa zurückbeförderte; schließlich ließen sie sich vom Gouverneur beschwichtigen, der ihnen Unterstützung gewährte und ein neues Land in der Nähe von Neu-Orleans am Mississippi anwies. „Aux Allemands“ nannte man fortan die Gegend, die später „The German Coast“ hieß.

Hier gingen die schwergeprüften deutschen Bauern von neuem ans Kulturwerk. „Was es heißt, dort eine Wildnis zu lichten“, schreibt Prof. Deiler, „das kann nur der ahnen, der diesen südlichen Urwald kennt, den Urwald auf mannshohem Alluvialgrund, den jede Überschwemmung des Mississippi mit neuem reichen Schlamm bedeckt. Millionenfaches Keimen weckt da die südliche Sonne in jedem Fußbreit Boden. Riesige Lebensleichen mit langen Moosbärten stehen wie seit Ewigkeiten und spotten der Art. Dazwischen dichtes Gehölz, Gebüsch und Gesträuch und ein wahrer Filz von kriechenden, sich windenden, schlängelnden und emporkletternden Pflanzen, unter deren Schutz eine Welt von menschenfeindlichem Getier und Gewürm haust. Sengende Hitze, Leoparden, Bären; Panther, wilde Katzen, Schlangen und Alligatoren und die Miasmen der mit dem Pflug geöffneten jungfräulichen Erde verbanden sich mit den das Menschenwerk hassenden Fluten des Mississippi zum Kampf gegen die deutschen Kolonisten. Auch die Indianer waren eine Quelle beständiger Sorge. Es mußten darum selbst die Frauen und Mädchen im Gebrauch der Waffen geübt sein, und auf entlegenen Plätzen, wo man auf freistehenden hohen Bäumen Observationsposten eingerichtet hatte, pflegten, wenn die Männer auf die Felder gingen, Frauen und Mädchen, Gewehr im Arm, in die Krone der Bäume hinaufzusteigen und Ausschau nach dem Sumpf hin zu halten, aus dem die Rothhäute sich heranzuschleichen pflegten, und die Männer auf dem Felde bei nahender Gefahr durch Alarmschüsse zu warnen.“

Wie groß aber auch die Hindernisse waren, deutsche Tatkraft und deutsche Ausdauer trugen schließlich doch den Sieg davon. Am Ufer des gewaltigen Mississippi dehnte sich nun eine lange Reihe stattlicher Gehöfte, zu denen bald auch eine schmucke, rot angestrichene Kirche sich gesellte, wohlgepflegte Felder und Obstgärten hoben sich von der Wildnis ab, und mit Staunen blickten die ältesten Mississippifahrer auf das neue erfreuliche Bild, auf die große Wandlung, die hier vor sich gegangen war. Die Arbeit der deutschen Bauern wurde vorbildlich für alle, die nun herbeiströmten, um mit Pflug und Hacke das ferne Land zu erobern.

Zunmer stärker wuchs die Woge der fremden Einwanderer, den Franzosen folgten Spanier, dann kamen die Angloamerikaner aus dem Norden. Der Zug der Deutschen blieb aber nach den ersten trüben Erfahrungen aus. In dieser Flut vermochte sich das Häuflein der Deutschen in ihrer Eigenart nicht zu erhalten. Wohl sprachen noch Kinder und Enkel deutsch, es fehlte aber die deutsche Schule, und sie lernten nicht deutsch lesen und schreiben. Heirateten mit Französimmen und Spanierinnen trugen das Weitere zum Verwischen der nationalen Eigenart bei. So gingen sie auf in den Kreolen, wie sich die Nachkommen der ersten Einwanderer in dieser Kolonie nannten, welche Benennung jedoch durchaus nicht eine Beimischung von Indianer- oder Negerblut kennzeichnen sollte; denn sie war gerade bei den ersten Einwanderern in Louisiana streng verpönt. Der aufmerksame Forscher findet aber noch heute zahlreiche Spuren dieser ersten Deutschen am unteren Mississippi. Ihre Namen sind verändert; aus Schaf ist Chauve entstanden, aus Zehringer Geringue, aus Weber Bebre und Bevre geworden; Nachkommen von Huber nennen sich Houbre, die von Hofmann Osman, Imelle, Aydelle und Romelle erinnern an Himmel Heidel und Rommel.

Schwere Prüfungen brachte den Nachkommen der ersten Ansiedler am unteren Mississippi der Bürgerkrieg, da viele Familien durch ihn ihren Besitz verloren. Jetzt ist für sie eine bessere Zeit im Anzuge, und viele befinden sich wieder auf dem Weg zum Wohlstand. „Aber ihr goldenes Zeitalter ist doch vorüber,“ schließt Professor Deiler seine lehrreiche Studie, „und wird, so wie es war, nie mehr wiederkehren. Das wissen sie auch, und darum wenden sich ihre Gedanken

mit Vorliebe der Vergangenheit zu. Auch ihrer deutschen Abstammung gedenken sie noch gern, und wenn sie heute wehmütig auf das Land hinblicken, das ihre Ahnen einst der Wildnis und dem Mississippi abgerungen haben, das auch ihnen gehörte, das heute aber andere bebauen, dann sagen sie noch immer mit Stolz: „Wir sind die Nachkommen jener Deutschen, die aus der Wildnis hier ein Paradies geschaffen, wie Louisiana nie ein zweites befaß!“

## Ein wichtiges Kapitel der Zahnbehandlung.

Von Professor Jessen (Straßburg i. E.).

Der Zahnarzt ist für viele der Inbegriff alles Schrecklichen, das zahnärztliche Operationszimmer bedeutet für sie eine moderne Folterkammer. Ein alter Bekannter erzählte mir kürzlich, daß er bei einem Besuch der Burg in Nürnberg beim Anblick der Folterwerkzeuge an meinen Operationsstuhl und meine Instrumente gedacht habe. Das war allerdings für mich nicht gerade schmeichelhaft, aber ich tröstete mich mit der ziemlich allgemeinen Verbreitung solcher Anschauung. Denn tatsächlich vergehen manchem vor unglaublicher Angst schon auf dem Weg zum Zahnarzt die heftigsten Schmerzen, so daß einzelne Patienten sogar vor der Tür wieder umkehren. Ob diese Furcht berechtigt ist und woher sie stammt, wollen wir zu ergründen suchen.

Die Angst vor dem Zahnarzt wurzelt in der Vergangenheit und wird vererbt von den Eltern auf Kinder und Kindeskinde. Zahnschmerzen gab es zu allen Zeiten und wird es geben, so lange Menschen auf Erden wohnen. Früher aber gab es nicht so viele Mittel, die Schmerzen zu lindern, die Kunst des Zahnarztes war nicht so vorgeschritten, das Verlangen nach schmerzloser Behandlung infolgedessen nicht so verbreitet. Heute ist der Zahnarzt fast immer in der Lage, den Schmerz zu beseitigen und die Zähne schmerzlos zu behandeln. Er vermag das um so leichter, je mehr er vom Publikum unterstützt, je früher er von seinen Patienten um Hilfe angegangen wird.

Wenn erst die Kinder von Jugend auf regelmäßig zum Zahnarzt gehen und später als Erwachsene dieser Gepflogenheit treu bleiben, dann wird die Angst vor dem Zahnarzt schwinden, und künstliche Zähne werden nur noch für Greise nötig sein. Zweifelsfrei aber ist es, ob wir dieses Ziel jemals erreichen können, weil die Gleichgültigkeit der meisten Menschen gegen ihre Zähne vorläufig noch viel zu groß ist.

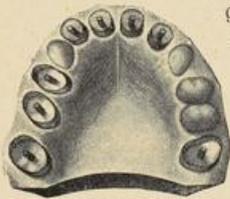


Fig. 2.

Zimmerhin ist in manchen aufgeklärten Familien die Furcht vor zahnärztlicher Behandlung schon derartig geschwunden, daß den Kindern der Gang zum Zahnarzt fast als eine Belohnung für Fleiß und gutes Betragen hingestellt wird, eine Tatsache, die ich aus meiner eigenen Praxis belegen und in der städtischen Schulzahnklinik täglich beobachten kann, letzterer Umstand ist allerdings ein Verdienst der Schulverwaltung. Jedenfalls ist das ein Zeichen vernünftiger Erziehung und richtiger Auffassung zahnärztlicher Behandlung von seiten der Eltern, und so angeleitete Kinder werden sicher niemals in ihrem späteren Leben gleichgültig dem Verfall der Zähne gegenüberstehen. Sie werden stets die zahnärztliche Behandlung betrachten als das, was sie ist und sein soll: Verhütung von Krankheit, Förderung der Gesundheit. Schon im ersten Kindesalter muß die Zahnbehandlung be-

ginnen. Vom dritten Jahre an sollte jedes Kind regelmäßig halbjährlich untersucht werden, auch wenn es nicht über Zahnschmerzen klagt, denn die Milchzähne sind für die Entwicklung des Kindes wichtiger als die meisten Eltern glauben, weil die Gesundheit der später folgenden Dauerzähne zum großen Teil abhängig ist von der Beschaffenheit der Milchzähne. Sind letztere krank, so werden die bleibenden Zähne sofort nach ihrem Erscheinen angegriffen und können bei eiternder Wurzelhautentzündung der Milchzähne sogar schon vor ihrem Durchbruch erkranken, da sie bekanntlich in den ersten Lebensjahren sich unter den Wurzeln der Milchzähne im Kiefer entwickeln. Um nun kranke Milchzähne bis zur Zeit des Wechsels gebrauchsfähig zu erhalten, müssen sie rechtzeitig gefüllt werden, damit das unnötige und zum Teil schädliche Ausziehen vermieden wird. Kinder dürfen bei der Behandlung niemals getäuscht werden, weil sonst Mißtrauen und Angst nicht auszurotten sind. Vertrauen aber ist ein wichtiges Moment bei jeder ärztlichen Behandlung, weil von dem Vertrauen oft ganz allein der Erfolg abhängig ist.

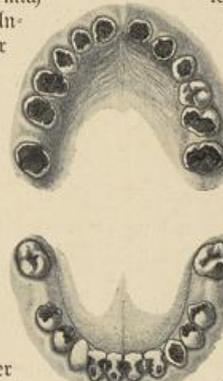


Fig. 1.

Wenn wir so den Weg kennengelernt haben, durch den die Scheu vor dem Zahnarzt erfolgreich zu bekämpfen und zu beseitigen ist, so bleibt noch ein anderer schwerwiegender Mißstand bestehen — und das ist das Unvermögen der überwiegend großen Mehrzahl der Familienväter, den Zahnarzt zu bezahlen. Für viele mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnete Eltern — ich denke an die Arbeiterklasse — sind die Kosten der Behandlung unerschwinglich.

Dieses Hemmnis läßt sich nur durch Einrichtung von Schulzahnkliniken überwinden, wie sie beispielsweise in Darmstadt, Mülhausen i. E., Straßburg i. E. und anderen Orten bereits eingerichtet sind. Welche bisher ungeahnten Erfolge und welchen segensreichen Einfluß auf die Gesundheit der ärmeren städtischen Bevölkerungsschichten diese Anstalten erzielt haben, das näher zu beschreiben, würde über den Rahmen meines heutigen Aufzuges hinausführen. Vielleicht findet sich später eine Gelegenheit, an dieser Stelle auf die Notwendigkeit der Errichtung von Schulzahnkliniken näher einzugehen.

Hier fragen wir uns, womit werden nun die Zähne gefüllt?

Ein gutes Füllungsmaterial soll leicht zu verarbeiten, haltbar und zahnähnlich sein. Bei kleinen Kindern ist die erste Bedingung die wichtigste, die zweite noch nicht so wesentlich und die dritte ziemlich nebensächlich. Deshalb benutzen wir bei Milchzähnen Kupferamalgame und Zement, für



Fig. 3.

kleinere Höhlungen Goldamalgame und zu großen provisorischen Füllungen auch Guttapercha, während Gold und Porzellan zu kostspielig und wegen ihrer schwierigen Verarbeitung ungeeignet sind. Milchzähne sind ohne große Belästigung der kleinen Kinder auf möglichst einfache, billige und zweckmäßige Art gebrauchsfähig zu erhalten, bis sie von den bleibenden Zähnen abgelöst werden. Dauerzähne aber müssen, wenn sie erkrankt sind, so behandelt werden, daß sie möglichst für das ganze Leben erhalten bleiben und ihrem Besitzer Dienste leisten können. Auf die Vorbehandlung des kranken Zahnes und auf die Auswahl des Füllungsmaterials muß deshalb bei bleibenden Zähnen ganz besondere Sorgfalt verwendet werden. Früher wurde Gold als die einzig dauerhafte Füllung angesehen; zur Herstellung einer guten Goldfüllung gehört aber eine geschickte Hand und sehr viel Übung. Gold wird für bestimmte Fälle, für nicht zu große Höhlungen in kräftigen Zähnen seinen Wert nie verlieren, aber für größere Defekte in den Vorderzähnen ist es gegen früher im Gebrauch sehr zurückgedrängt worden. Seit einer Reihe von Jahren besitzen wir nämlich ein Material für Porzellanschmelzfüllungen und ein anderes für Porzellanschlißfüllungen, die sich, wie der Name schon sagt, nur durch die Art der Verarbeitung unterscheiden. Beide Füllungen sind bei geschickter Ausführung und treffender Auswahl der Farbe dem Zahn so täuschend ähnlich, daß nur ein geübtes Auge bei genauer Untersuchung sie erkennen kann. Außerdem gibt es neuerdings eine porzellanähnliche Emailfüllung, die ebenfalls der Zahnfarbe vollkommen entspricht, viel leichter zu verarbeiten ist als das oben genannte Porzellan und auch sehr dauerhaft zu sein scheint. Ob dieses Material nach jeder Richtung dem Ideal entspricht, soll freilich erst die Zukunft lehren. Im übrigen hat die Zahnheilkunde in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiet der konservierenden Behandlung kranker Zähne solche Riesenschritte gemacht, daß das Ausziehen der Zähne und der künstliche Ersatz in früher kaum gesehener Weise beschränkt worden sind. Die hier nach der Natur wiedergegebenen Bilder von dem kranken

Munde eines 15-jährigen Schülers vor und nach der Behandlung zeigen uns die verschiedenen Methoden moderner Zahnheilkunde und lehren ohne viele Worte den Wert konservativer Behandlung kennen und schätzen.

Figur 1 zeigt uns im Oberkiefer neun bis auf die Wurzel zerstörte Zähne, im Unterkiefer zwei Zahnlücken, kariöse Backzähne und sogar sehr kranke Schneidezähne. Die Eltern des Knaben glaubten, daß die Zähne nicht mehr zu retten, ein künstliches Gebiß später unvermeidlich sei. Es wurde jedoch der Rat gegeben, alle Zähne konservativ behandeln und das Gebiß wieder gebrauchsfähig machen zu lassen durch Aufsetzen künstlicher Kronen auf die antiseptisch behandelten Wurzeln derjenigen Zähne, die durch einfache Füllung dauernd nicht mehr zu erhalten waren.

Figur 2 zeigt das Gipsmodell des vorbereiteten Oberkiefers mit Platinringen um die Backzahnwurzeln und Platinstützen im Wurzelkanal zu besserem Halt der fertigen Krone, was bei der tiefen Zerstörung der Backzähne sich als notwendig herausstellte. Die Wurzeln der Frontzähne tragen zur Aufnahme der Porzellanantkronen Platinlappen, die mit den im Wurzelkanal sitzenden Platinstützen verlötet sind.

Figur 3 zeigt das Bild des nach beendeter Behandlung wieder vollkommen gesunden und gebrauchsfähigen Mundes. Die fertigen Stützähne, die aufgesetzten Kronenhülsen mit ihren angelöteten Stützen sind durch Zement in den gut gereinigten, glatt geschliffenen, antiseptisch behandelten Wurzeln befestigt und schützen diese sicher gegen weitere Zerstörung. Solche Zähne müssen, solange die Wurzeln im Kiefer fest sitzen, für das ganze Leben dauernd gebrauchsfähig bleiben. Links unten (auf dem Bilde rechts) befindet sich zur Erhöhung des Kauvermögens eine kleine, feststehende Brücke. Die Eckzähne sind mit Porzellanfüllungen versehen, die infolge ihrer täuschenden Farbenähnlichkeit für das Auge des Laien fast unsichtbar sind und durch ihre glatte Oberfläche verhältnismäßig sicheren Schutz gegen neue Erkrankung bieten. Sorgfältige Pflege des Mundes ist selbstverständliche Voraussetzung!

## Blätter und Blüten

**Christoph Kolumbus.** (Mit der unteren Abbildung auf der nebenstehenden Seite.) Als man vor vierzehn Jahren mit großen Feiern das vierhundertjährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas feierte, stand, wie sich's gebührt, im Mittelpunkt der glänzenden Veranstaltungen die große Persönlichkeit des Entdeckers Kolumbus, dessen vierhundertster Geburtstag in dieses Jahr fällt. Unter den Entdeckern der neuen Zeit steht er am ersten Platz, alle, die nach ihm kamen, sind ohne ihn nicht zu denken und leben nur nach einem treffenden Satz Jakob Burckhardts von der durch ihn eröffneten und erwiehenen Möglichkeit. So verdienstvoll sie auch sein mögen, darf man ihm doch nicht die Caboto, Vineda, Cabral, Becerra, Pinzon, und wie sie sonst heißen, an die Seite stellen und wie Cortez und Pizarro, ganz abgesehen davon, daß des Kolumbus' Persönlichkeit eine ungleich bedeutendere als die ihre ist, sind vor allem als Eroberer und nicht als Entdecker hervorgetreten. Man muß Kolumbus zu den Renaissancemenschen rechnen, die von größter Tatkraft und Willensstärke einem großen Ziel mit allen Mitteln und auf allen Wegen, mögen sie auch niedrig und schlecht sein, zustreben. Unbedenklich raubt Kolumbus den Eingeborenen alles Gold, weil er nur so die Verleumdungen seiner Feinde dahinein zuschanden machen kann: denn das Gold ist bei Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien seine beste Rechtfertigung, und ebenso unbedenklich vertreibt er, um die Unzufriedenheit seiner Kolonisten zu besänftigen, Länder und Eingeborene unter sie und entredet gewissenlos wie ein Plantagenbesitzer die ehemaligen Herren des Landes. Als er, das entblößte Schwert in der Rechten, die Fahne Kastiliens in der Linken, als Erster am Morgen des 12. Oktober 1492 den Strand der Watlingsinsel betrat, von seinen Gefährten, die schon daran verzweifelt hatten, Land aus der Ode des Wassers auftauchen zu sehen, als Vizekönig und Großadmiral der neu entdeckten Lande begrüßt, da meinte er, eine ihm von Gott aufgetragene Mission erfüllt zu haben. Nicht Tos-

canellis Seefarte, nicht sein nie sinkender Mut und seine nie geschwächte Willenskraft hatten ihn ans Ziel gebracht und so viel Mühen ohne Murren und Zweifel überwinden lassen, nur Gott, und so nannte er dankbar das von ihm zuerst betretene Eiland San Salvador nach dem Erlöser. Kolumbus ist der gläubige Sohn seiner Zeit, und dadurch unterscheidet er sich von den meisten der großen Renaissancemenschen, für die die Religion kein Herzensbedürfnis, sondern eines der mannigfachen Mittel zum Zweck, ein Nützlichkeitsmotiv war. Freilich lebte Kolumbus nicht in Italien, wo sich die Geister frei regten, sondern in dem höchst fanatischen Spanien des katholischen Ferdinand und der kastilischen Isabella, die gegen Mauren und Juden wie Barbaren vorgingen, und bei denen die extreme Glaubensbetätigung so genau und gründlich mit der Wahrung ihrer politischen Interessen zusammenfällt, daß man an mehr als einen merkwürdigen Zufall glauben muß. Indes die Könige, wie Ferdinand und Isabella von gleichzeitigen Chronisten genannt werden, ihre Macht in Spanien ausdehnen und besetzen, entdeckt für sie der Genueser Tuchweberjahn ein Land, das hundertmal reicher und fünfzigmal größer als die heimische Halbinsel ist, ohne von ihnen etwas



Die französische Denkmünze für die deutsche Rettungsmannschaft in Courrières.

anderes als einen Unbann, der selbst bei Königen ungewöhnlich ist, zu erhalten. Ferdinand, im Glauben so stark wie im Wortbruch, betrügt ihn um den Lohn seiner Mühen, und Isabella stirbt, ehe sie noch etwas für ihn tun kann. Ob sie etwas für ihn getan hätte, steht noch dahin. So stirbt denn am 21. Mai 1506 der Großadmiral und Vizekönig — diese Titel und ihre damit zusammenhängenden Befugnisse waren ihm einst vertragsmäßig zugesichert — zu Valladolid, ein Sechzigjähriger, der seit seiner letzten Heimkehr kränkelte, enttäuscht und verbittert, und selbst die Nachwelt schmälerte ihm das Verdienst, sie nannte den neuen Erdbteil nach Amerigo Vespucci, dem Kosmographen, und nicht nach seinem Entdecker. Es war, als ob die Ruhelosigkeit, die den

lebenden Kolumbus immer wieder über die Meere trieb, auch nach dem Tode noch sein Gebein nicht zum Frieden kommen lassen wollte! Aus einer Grabstätte zur anderen sind des großen Seefahrers sterbliche Überreste gewandert, von Vallabolid nach Sevilla, von dort nach St. Domingo, dann weiter nach Haonanna; und nun sind sie, vor wenigen Jahren, zum zweiten Male in die spanische Heimat zurückgelehrt, um in dem gewaltigsten Bau des vielbesungenen Sevilla, der wundervollen Kathedrale, eine hoffentlich bleibende Ruhestätte zu finden. Unser Bild zeigt das imposante Grabmal, das den kleinen, kofferartigen Sarg birgt. Es ist das Werk eines spanischen Bildhauers und stellt in den Gestalten, die den bronzenen Sarg tragen, die weltlichen und kirchlichen Mächte Spaniens dar. N. S.

**Die französischen Denkmünzen für die deutsche Rettungsmannschaft von Courrières.**



Ein Jugendklavier. Herausziehen der normalen Klaviatur.

Wort und Bild ja berichtet haben, von der Frankreich aus vielfache Ehrungen für ihre Auch die hier abgebildeten französischen Denkmünzen bedeuten eine hohe Auszeichnung, die als solche empfunden worden ist und in beiden Ländern einen sympathischen Eindruck hinterlassen hat. Als der französische Arbeitsminister Barthou gelegentlich der Überreichung der Orden und Medaillen an die 13 Überlebenden der Katastrophe auch diese der deutschen Rettungsmannschaft verliehenen Auszeichnungen erwähnte, wurde lebhafter Beifall laut. Die am blau-weiß-roten Band zu tragende Denkmünze zeigt auf der Vorderseite einen schön entworfenen Frauenkopf mit Vorber Franz und der Umschrift République Française, darunter den Namen „Kotys“, von dessen Künstlerhand der Entwurf stammt. Auf der Rückseite sieht man die sitzende Figur der „Geschichte“ und die Inschriften: Ministère de l'intérieur und Actes de devonement.

**Henriette Nieß.** (Zu dem obenstehenden Bildnis.) Dem Bilderschanze ihrer „Hundertjährigen“ reißt die „Gartenlaube“ heut ein weiteres Gedenkblatt an. Die Greisin, die uns da mit stillen und doch nicht müden Augen entgegenschaut, trägt die Zahl ihrer Jahre nicht als niederdrückende Last, sie freut sich der Sonne und des kommenden Tages noch, denn sie sieht von ihrem Altenstübchen aus wie ein weites, goldenes Ehrenfeld die Erinnerungen wogen — ihr Leben war reich, so schlicht es auch verlief. Henriette Nieß, geb. Stein, wurde am 9. Mai 1806 zu Berent in Westpreußen geboren, verheiratete sich am 10. März 1829 und konnte im Jahre 1879 noch die Goldene Hochzeit begehen mit dem Manne, dem sie eine Schar blühender Kinder geschenkt hat. Drei ihrer Söhne



H. Nieß, Lauenburg i. P., phot. Henriette Nieß.

Den westfälischen Bergleuten, die anlässlich des juchzenden Grubenunglücks in Courrières aus eigenem Antrieb an den Ort der Katastrophe eilten und ihr Leben heldenmütig, wenn auch leider ohne den gewünschten Erfolg, für die Rettung ihrer französischen Kameraden einsetzten, sind, wie wir unseren Lesern in der deutschen Heimat wie von

gerufen werden — auf Schritt und Tritt begegnen. Aber auch beim Klavierpielen treten krankhafte Erscheinungen bisweilen zutage. Man sieht musikalisch sehr hoch beanlagte junge Mädchen mit schmerzenden Fingern am Klavier sich abmühen, oft bis sie nicht mehr können. Sie haben sich, nach dem landläufigen Ausdruck, dauernde Schmerzen bekommen,

haben die großen Feldzüge von 1866 und 1870/71 mitgemacht — die Sorgen und die Herzensangst der Mutter sind ihr also nicht erspart geblieben, und auch den treuen Gefährten mußte sie hingeben an den Tod, vor nunmehr 17 Jahren, aber die stille Zufriedenheit des Alters und eine große, geistige und körperliche Rüstigkeit machen ihren Lebensabend doch schön. Wöchte er's noch ein Weilschen bleiben!

**Ein Jugendklavier.** (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Recht oft ist der Sachverständige in der Lage, durch Abstellung kleiner, vom Laien übersehener Nebenmängel hilfreich zu wirken. In dieser Hinsicht begegnet man häufig merkwürdigen Erscheinungen. Draßliche Beispielen hierzu kann der Arzt, besonders auf dem Gebiet der Berufserkrankungen — sofern sie durch den Gebrauch einer bestimmten Gruppe von Muskeln tagen, tagaus



Ein Jugendklavier. Einstellen der kleineren Klaviatur.

die Finger überspielt. Bald haben sie sich von den Fingern aus bis in den Rücken hinein hinziehen. Jeder Versuch, etwas länger zu spielen, bei aller Anspannung der Willenskraft, erweist sich bald als eitle Mühe. Das eine oder das andere Heilmittel: Massage, Elektrizität, ruhigstellende Verbände helfen zur Beseitigung der Schmerzen nur so lange, als das Spielen eingestellt bleibt. Wird aber mit dem fleißigen Spielen wieder begonnen, so kehrt das alte Ubel zurück. In manchen Fällen hilft die Änderung der Methodik des Spielens. Andere Haltung, anderer Sitz, wie sie in einer neuen Schule gehandhabt werden, lassen neue, noch nicht überanstrengte Muskeln zur Tätigkeit kommen. Es bilden sich neue Muskelgruppierungen, die für eine Zeitlang den an sie gestellten Anforderungen entsprechen. Bei weiterem Arbeiten verlagert jedoch auch die neue Gruppierung. Bei der Behandlung einer größeren Zahl von mit der Spielerkrankheit befallenen Personen mußte es auffallen, warum trotz der Schwierigkeiten der Technik jugendliche Geiger viel seltener am Überspielen der Finger leiden als jugendliche Pianisten. Es fiel mir auf, daß bei den Geigern, wenn sie frühzeitig mit dem Spielen anfangen, sich eine Anpassung ihrer Hände an das Instrument einstellt. Sie bekommen eine Verlängerung des Zeige- und des Mittelfingers der linken Hand um 1 bis 2 Zentimeter. Die dem Pianisten zugute kommende Umbildung der Finger in die Vierdehlfußform (viereckige Form der Nagelglieder, richtige Hämmer) tritt nicht so häufig auf wie diese Umbildung bei den Geigern. Bei den Pianisten fand ich oft das Gegenteil: die Abmagerung. Ich suchte die Erklärung darin, daß die jugendlichen Geiger mit kleinen Händen



Grabmal des Kolumbus in der Kathedrale von Sevilla.

keine Geigen zur Verfügung haben:  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{3}{4}$  der vollen. Ihre Hände können sich dann allmählich dem Instrument anpassen. Die Klaviere aber, wie man sie jetzt allgemein in Gebrauch hat, sind sämtlich mit Klaviaturen von nahezu gleichen Mäßen versehen. Ich stellte mir die sehr einfache Aufgabe, den Bau von Klavieren mit etwas kleineren Klaviaturen zum Gebrauch für jugendliche Personen zu veranlassen, und gab im Jahre 1900 die entsprechenden Maße an. Auch stellte ich der Klavierbautechnik anheim, einem Klavier zwei verschiedenen große Klaviaturen anzupassen, somit ein Klavier zu schaffen, das abwechselnd von Erwachsenen und Kindern gleich gut benutzt werden könnte. Da sich mein Jugendklavier durch nichts weiter von den üblichen unterschied als durch eine etwas kleinere Klaviatur, so forderte es gar keine Aenderung in der Technik des Klavierspiels. Für das Jugendklavier meines Systems hielt ich es für zweckentsprechend, eine Herabsetzung der ganzen Oktave mit den Zwischenräumen von 19 der üblichen auf ungefähr 17 Zentimeter. Figur 1 und 2 zeigen ein Klavier meines Systems. In diesem Piano befinden sich zwei Klaviaturen in einem Rahmen, die mit ihren Rehrseiten aneinander liegen; das Auswechseln der Klaviaturen wird von der jugendlichen Spielerin mit Leichtigkeit ausgeführt. Auf Figur 1 ist das Umdrehen der normalen Klaviatur nach unten zu sehen. Die jugendliche Spielerin zieht nach der Entfernung der vorderen Bekleidungsleiste zwei metallene Griffe heraus, und mit einem leichten Ruck wird an diesen die Klaviatur nach vorn gezogen. Man läßt die Klaviatur von der horizontalen in die senkrechte Lage kommen und schiebt die herausgezogenen Griffe in ihre frühere Lage zurück. In Figur 2 werden die auf der zweiten Kante des Klaviaturrahmens sichtbar gewordenen Griffe ebenfalls mit beiden Händen erfaßt, und durch eine Drehung nach vor wird die kleine Klaviatur in die spielbare Lage gebracht. Die Anlegung der beiseite gelegten Schlüsselreihe vollzieht sich mit Leichtigkeit, indem man sie ungefähr um einen Zentimeter tiefer als die Tastenfläche anlegt und nach unten drückt. Prof. Dr. Jabludowski.

**Sannibal überschreitet die Alpen.**

(Zu dem Bilde auf Seite 427.) Eines der denkwürdigsten Ereignisse der Weltgeschichte ist der Zug der furchtbaren Heeresmacht über die Alpen unter Führung des genialen Feldherrn, der schon in seiner Jugend dem römischen Erbfeind Rache geschworen hatte und jetzt auf dessen Vernichtung sann. Nach der Eroberung Saguntis führte er von Spanien her seine Truppen durch Gallien über die Rhone bis an den Fuß der Hochalpen und dann über diese hinweg der römischen Hauptstadt zu, der er sich nach einigen siegreichen Schlachten näherte. Der Übergang über die Alpen war ein erstaunliches Wagnis. Seine Truppen waren Afrikaner, an die Hitze des Südens gewöhnt; außer den Pferden, Lasttieren und Kamelen mußten auch Elefanten, die sonst nur in den Ebenen verwendbar sind, in Dienst gestellt werden. Es ist dies das erste und letztmal, daß die Riesen der Tierwelt und die Riesen der Bergwelt in so nahe Berührung kamen. Doch wenn der Dichter singt: „Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren“, so mußten diese Schreden um so größer sein für diejenigen, die als Fremdlinge in diese Welt der Gletscher und Lawinen einrückten auf ungebahnten und unbekanntem Wegen, schlüpfrig von Schnee und Eis, vorbei an tiefen Abgründen, in die Tiere und Menschen stürzten, während andere wieder in dem loseren Schnee versanken, aus dem sie nicht herausgehoben werden konnten. Dazu kam die Feindseligkeit der Alpenbewohner, die aus ihren Hinterhalten die Eindringlinge in ihr Reich hartnäckig angriffen, ohne daß eine erfolgreiche Abwehr möglich gewesen wäre. An einer Stelle mußte sogar ein neuer Weg gebaut werden, weil die alten Weganlagen gänzlich eingestürzt waren. Fünfzehn Tage hatte die Überschreitung der Alpen gedauert, und fünf

Monate waren verfloßen, seitdem die Truppen das spanische Heerlager bei Neu-Karthago verlassen hatten. Von den fünfzigtausend Mann, mit denen Hannibal ins Feld gerückt, waren, wie sich bei einer Aufzählung in den Ebenen Piemonts ergab, nur noch sechsundzwanzigtausend übrig geblieben. Im Frühling des Jahres 218 v. Chr. fand dieser Alpenübergang statt, und zwar über den kleinen St. Bernhard; einige Gelehrte nehmen zwar an, daß der Zug über den Mont Genis gegangen sei. Der berühmteste Kriegsheld der Neuzeit, Bonaparte, hat im Jahre 1800 sein Heer über den Großen St. Bernhard nach Italien geführt, wo er bald darauf in der Schlacht bei Marengo sich neue Lorbeeren erwarb. Das Gemälde von A. Charpentier zeigt uns die kühnen Numidier mit ihren Elefanten in der winterlichen Alpenlandschaft.

**Arktische Hunde.** Von weit größerer Bedeutung als für die Bewohner gemäßigter Zonen ist der Hund als Freund und Hausgenosse des Menschen in den Gebieten des ewigen Eises. Die Bewohner der arktischen Länder müßten verhungern oder nach den Süden wandern, wenn sie ihre unentbehrlichen Gefährten, die Hunde, nicht hätten, und die kühnen Polarforscher hätten nur einen geringen Teil ihrer Erfolge errungen, wenn nicht auch ihnen die Hunde zur Seite gestanden hätten, um die schwerbeladenen Schlitten durch die endlosen Eiswüsten zu schleppen. Die aus dem nördlichsten Amerika und Grönland stammenden Eskimohunde sind imstande, zu sechs bis acht vor einen Schlitten gespannt, fünf bis sechs Personen samt allem Gepäck an einem Tage bis zu zehn Meilen vorwärts zu bewegen. Die im östlichen Sibirien verbreiteten Lenahunde sollen jene an Ausdauer und Klugheit noch bedeutend überlegen. Die Dressur und Behandlung dieser Tiere ist nicht leicht, denn sie sind außerordentlich wild und störrisch und geraten sehr leicht miteinander in Streit, wobei der Unterliegende nicht selten zerrissen und von seinen Gefährten aufgefressen wird. Im Alter von einem Jahr werden die jungen Hunde in eine gut eingefahrene Koppel gesteckt und angeleert, auf ihrem Platz ohne rollenwidrige Seitenspringe vorwärts zu laufen. Die Felleise muß dabei sehr oft und energisch angewendet werden, denn selbst im schärfsten Jagen bricht unter den Hundenzant und Streit aus, der gelegentlich sogar zu Verletzungen ausartet, wobei die Geschirre kurz und klein gerissen werden. Den wichtigsten Platz im Gespann nimmt der Leithund ein, der sich durch Ausdauer und Zuverlässigkeit auszeichnen muß, mehr als Körperlänge vor dem Rudel an- wird sowohl durch eine Leine, wie durch Zursitz geführt.



Junge Weltbürger.

From Stereographs copyright by Underwood & Underwood, London and New York.

Er ist um geschirrt und Zursitz geführt. Von seiner Leistungsfähigkeit hängt es wesentlich ab, wie viel Meilen das Gespann an einem Tage zurücklegt. Er wird deshalb auch von seinem Herrn in der Behandlung sowie in der Ernährung stets vor den anderen bevorzugt und tritt dadurch in ein wirkliches Freundschaftsverhältnis zum Menschen, während die übrigen Hunde nur durch den ewig hungrigen Magen an den Menschen gekettet werden. Genügsam sind die arktischen Hunde; gewöhnlich besteht ihre Nahrung aus Fischen, die meistens hartgefroren, in den wenigen Sommerwochen aber nicht selten auch in Fäulnis übergegangen sind. Als Lederbissen werden ihnen die Knochen und Eingeweide getöterter Robben gespendet. Der arktische Hund, der nur die Größe eines Schäferhundes erreicht, wird an Schärfe der Sinne, an Ausdauer in der Ertragung von Strapazen von keiner anderen Rasse übertroffen. Er ist nur allzusehr der Tollwut ausgeleitet, die oft ganz plötzlich ausbricht. Die Eskimos achten deshalb sehr genau auf den Gesundheitszustand ihrer Hunde und töten bei den ersten Anzeichen der Erkrankung jedes Tier, weil sie nur dadurch ihre Leute und sich selbst gegen die Gefahr, von einem wütenden Tier gebissen zu werden, schützen können.